



Geschichte der Philosophie

dargestellt von

Bruno Bauch • Oscar Ewald
Nicolai Hartmann • Richard Höningwald • Walter Kinkel
Fritz Medicus • Johannes M. Verweyen • Max Wundt

Band 7

Immanuel Kant

von

Bruno Bauch



Berlin und Leipzig 1921

Vereinigung wissenschaftlicher Verleger

Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung :: J. Guttentag, Verlags-
buchhandlung :: Georg Reimer :: Karl J. Trübner :: Deit & Comp.

Immanuel Kant

Von

Dr. Bruno Bauch

o. ö. Prof. an der Universität Jena

3. weite unveränderte Auflage



Berlin und Leipzig 1921

Vereinigung wissenschaftlicher Verleger

Walter de Gruyter & Co.

normals G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung :: J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung :: Georg Reimer :: Karl J. Trübner :: Veit & Comp.

Geschichte der Philosophie

Die einzelnen Bände behandeln folgende Epochen:

Band 1: Frühantike	Band 6: Vorkantianer
Band 2: Klassische Antike	*Band 7: Kant
Band 3: Spätantike	Band 8: Idealismus
a) Ethische Systeme	a) Fichte und die Romantik
b) Neuplatonismus	b) Hegel
*Band 4: Mittelalter	Band 9: Positivismus
Band 5: Renaissance	Band 10: Neuidealismus

Die mit * bezeichneten Bände sind erschienen.

Alle Rechte, insbesondere das Übersetzungsrecht,
von dem Verlag vorbehalten.

Copyright 1917 by
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung G. m. b. H.
in Berlin und Leipzig.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Meiner Frau

Adelheid

zugeeignet

Vorwort.

Es sind nun fast zwanzig Jahre verflossen, seit ich meine Beschäftigung mit der Kantischen Philosophie begann. Keine geschichtliche Erscheinung hat mich in dieser Hälfte meines bisherigen Lebens so in Anspruch genommen, wie Kant. Wenn ich nun auf diese meine Arbeit im Dienste der Kantischen Philosophie nach zwei Jahrzehnten zurückblicke, so will es mir als ein besonders glücklicher Umstand erscheinen, daß nach anfänglichen tastenden Versuchen meine erste streng disziplinierte Beschäftigung mit Kant gerade an seinem tiefsten und reifsten, freilich auch schwierigsten, aber zugleich das eigentliche Ziel der Kantischen Lehre klar vor Augen stellenden Werke, an der Kritik der Urteilkraft, einsetzte. Zu dem Wagnis, damit zu beginnen, wird man freilich nicht allgemein raten dürfen. Ich selbst glaube allerdings, gerade diesem Wagnis sehr viel sowohl für das ganze Verständnis der Lehre Kants, wie auch für meine eigene ganze philosophische Entwicklung schuldig zu sein. Jedenfalls war die Kritik der Urteilkraft das Werk, das ich in den ersten philosophischen Seminarübungen, an denen ich unter der Leitung Heinrich Rickerts überhaupt teilnahm, kennen lernte. Und bevor ich meinen Studien wiederum bei Rickert durch die Promotion (bis zu der ich inzwischen alle Werke Kants, zum mindesten einmal, durchgearbeitet hatte) in Freiburg einen vorläufigen Abschluß gab, hatte sowohl im Straßburger philosophischen Seminare Wilhelm Windelbands wie in dem Heidelberger Seminare Paul Hensels, abermals die Kritik der Urteilkraft als Gegenstand der Behandlung vorgelegen, so daß diese mich bereits als Studenten dreimal eindringlich beschäftigt hatte. Das war, wie ich dankbar bekenne, entscheidend für meine Stellung zu Kant. Und es ist auch entscheidend gewesen für dieses Werk, dem als Vorläufer bereits die kurz gefaßte Darstellung der Kantischen Philosophie in der „Sammlung Gösschen“ vorangegangen ist; jetzt schon zum zweiten Male. Ich will und darf gewiß auch der Anregungen meines Lehrers

Kuno Fischer nicht vergessen, dessen Werk über Kant ja das Grundbuch der ganzen modernen Kantforschung gewesen ist, soweit diese auch in dem halben Jahrhundert seit dessen erstem Erscheinen fortgeschritten ist. Ich selbst verdankte ihm das erste einführende Gesamtbild der Kantischen Lehre, noch bevor ich meine philosophischen Studien in streng geregelte Bahnen lenken konnte. Von der größten Bedeutung aber wurde für mich doch gerade das Ausgehen von der Kritik der Urteilskraft. Das wird mir um so klarer, wenn ich bedenke, daß noch ein so hervorragender Kantforscher, wie Cohen, dessen Verdienste um Kant gewiß kein gerecht Urteiler verkennen wird, seine Untersuchungen gerade vor der Teleologie, dem Hauptteile der Kritik der Urteilskraft also, enden ließ. Mir selbst aber erschloß sich nun gerade in dieser das eigentliche Telos Kants, das eigentliche Ziel der philosophischen Entwicklung der Kantischen Lehre. Die klare Vorstellung des Zieles der Kantischen Philosophie ließ mich in aller Einzelarbeit sodann auch den Weg zum Ziele immer genauer finden und immer deutlicher übersehen. Im Hinblick auf dieses Ziel also vermochte ich, was Kant als „systematische Einheit“ der Erkenntnis bezeichnet, fordert und aufdeckt, auch in seinem eigenen Denken, in seiner Lehre und in deren Entwicklung zu finden, vermochte ich im Laufe meiner weiteren Arbeit das Ganze der Kantischen Philosophie eben in seiner Ganzheit selbst erst ganz zu verstehen. Das „Problem der Erfahrung“ rückte mir von vornherein in ein neues Licht. Ich sah es nicht ausschließlich im Sinne der mathematischen Naturwissenschaft. Wenn mir auch deutlich war, daß es in der Kritik der reinen Vernunft größtenteils noch darauf beschränkt war, so ward mir doch ebenso deutlich, daß diese es aus ihrer Selbstbeschränkung zugleich hinausdrängte, um es in der Kritik der Urteilskraft auch auf die biologische Erfahrung zu erweitern. Und nachdem die Prolegomena bereits die Natur als „Inbegriff aller Gegenstände der Erfahrung“ zu verstehen gelehrt hatten, konnte mir in der Teleologie der Kritik der Urteilskraft auch der Zusammenhang zwischen der theoretisch-wissenschaftlichen Erfahrung im Sinne der Kritik der reinen Vernunft und der praktisch-sittlichen Erfahrung im Sinne der Kritik der praktischen Vernunft, kurz der Zusammenhang von Wissenschaft und lebendigem Leben innerhalb des Systems Kants erst vollständig aufgehen. Die Erfahrung, auf die von Anfang an das Unternehmen Kants abzielt,

erschien mir gerade im Hinblick auf das Ziel nicht, wie Cohen meint, als die in gedruckten Büchern vorliegende, sondern gerade als die nie bloß gedruckte und nie bloß vorliegende, sondern in wirklicher lebendiger Arbeit eben stetig zu erarbeitende, wirkliche lebendige Erfahrung der ewig lebendigen Vernunft, sodaß nur so Kant selbst als der Überwinder von dogmatischem Empirismus und dogmatischem Rationalismus verstanden werden kann, der beide dadurch überwindet, daß er sie im Kritizismus zu synthetischem d. i. nicht effektischem, sondern sachlich systematischem Ausgleich bringt. Dabei traten mir auch im einzelnen die wichtigsten Grundbegriffe der Kantischen Lehre erst im Lichte des vollen systematischen Zusammenhanges selbst in volle Beleuchtung. So sah ich, um nur auf ein Beispiel hinzuweisen, das ich nun auf Grund meiner kürzeren Darstellung der Kantischen Lehre in gewissem Umfange als bekannt voraussetzen darf, im „Ding an sich“ nicht bloß eine existente Realität, wie der Realismus und die realistische Kant-Interpretation. Ich verkannte deren historisches Recht nicht. Aber im Hinblick auf die Gesamtentwicklung Kants bis zur Kritik der Urteilskraft konnte ich hier bei Kant selbst doch nur einen zwar historisch verständlichen, systematisch aber doch dogmatisch verbliebenen Rest aus seiner vorkritischen Position sehen. Darum ward mir aber doch, weder historisch noch systematisch, das „Ding an sich“ zu einer bloßen Aufgabe im Sinne der im übrigen freilich viel tiefer, als die realistische, gehenden Auffassung der „Marburger Schule“. Das „Ding an sich“ ist für den historischen Kant nicht bloß Aufgabe, aber auch nicht bloß dogmatisch existente Realität. Es ist mehr als dieses beides. Es ist in seiner wichtigsten und eigentlichen Funktion, und erst damit wird der Realismus oder Dogmatismus („kritischer Realismus“ ist eine *contradictio in adjecto*) von Kant selbst im Kritizismus überwunden, nämlich logisch: transszendentalogischer Einheitsgrund der bestimmten Erscheinung. Im Zusammenhange damit lernte ich wiederum im Hinblick auf Kants Gesamtziel den eigentlichen Sinn aller der Probleme, die in den Begriffen der Form und Materie der Erkenntnis, des transszendentalen Gegenstandes, des Noumenons, der Erscheinung usw. bezeichnet sind, erst eigentlich verstehen, lernte ich die Probleme aus dem Ganzen des Kantischen Geistes heraus in Angriff nehmen und innerhalb des Ganzen des Kantischen Geistes sie ihrer Lösung entgegenzuführen helfen.

Den Kantischen Geist habe ich freilich immer über den Kantischen Buchstaben gestellt. Gewiß habe ich zur Eruiierung des Kantischen Geistes auch den Kantischen Buchstaben nicht gering geachtet. Hatte doch schon Hermann Cohen vor fast einem halben Jahrhundert mit Recht betont, daß die philologisch genaue Arbeit, die für Aristoteles so reiche Frucht getragen, Kant zugewendet, keine geringeren Ergebnisse zeitigen würde; derselbe Cohen also, der einen guten Teil seines arbeitsreichen Lebens doch auch in den Dienst des Kantischen Geistes gestellt hatte. Die Hingabe an das geschichtlich urkundliche Material und seine Verarbeitung bis in die einzelnsten Einzelheiten ist demgemäß für alle Kant-Forschung eine so selbstverständliche Pflicht geworden, daß darüber heute kein Wort mehr verloren zu werden braucht. Und ich selber brauche darüber wohl um so weniger ein Wort zu verlieren, als ich viele Jahre hindurch die „Kant-Studien“ herausgegeben habe, die ich allen Detailfragen ebenso offen gehalten habe, wie den prinzipiellen Fragen der kritischen Philosophie. Immer aber muß doch betont werden, daß jene selbstverständliche Voraussetzung nur das Mittel sein kann zu dem Zwecke, den Geist und Gehalt der Kantischen Philosophie in lebendiger geistiger Arbeit eben zu erarbeiten. Durch den Geist und Gehalt seines Werkes ist ja Kant zum Gegenstande und zur Aufgabe historischer Forschung geworden. Wenn irgendeiner, so ist Kant geradezu ein Musterbeispiel dafür, daß das Individuum nur durch die Hingabe an seine Sache geschichtliche Bedeutung erlangt. Wer also in der Geschichte nur die Reize der Persönlich-„Interessanten“ sucht, wird bei Kant nicht auf seine Rechnung kommen. Ich lasse gern der Erforschung auch der persönlichen „Bezüge“ ihr Recht. Aber ich beanspruche, daß gerade einem Kant gegenüber der Erforschung der Sache auch ihr Recht gelassen werde. Vollenbs aber ist für bloßes Literaten- und Ästhetentum in der Geschichte der Philosophie überhaupt kein Raum. Nachdem auf den Gebieten der Mathematik und Naturforschung die sachgeschichtliche Untersuchung ihre volle Bedeutung entfaltet hat, sollte sie nach dem historischen Hauptwerke des größten Historikers der Philosophie unserer Zeit, Wilhelm Windelbands, auch auf dem Gebiete der Philosophie nicht erst noch um Erlaubnis zu fragen haben. Sollte also über dieses mein Werk ein Kritiker wieder mit demselben Urteile zu Gericht sitzen wollen, mit dem er das gegen-

über meinem Buche über die antike Philosophie getan hat, mit dem Urteile nämlich, daß er für derartige philosophiehistorische Forschung kein Verständnis habe, so lasse er es sich von vornherein gesagt sein, daß ich darin kein Urteil über mein Werk, sondern nur ein Bekenntnis meines eigenen wissenschaftlichen Unvermögens gelten lassen kann.

So ist denn ausgeprochenermaßen auch dieses Werk über Kant zwar historisch, aber historisch durchaus im Dienste des Systems des kritischen Idealismus. Wie es ganz unmöglich ist, etwa Geschichte der Mathematik oder Physik zu erforschen, ohne selbst von der Sache der Mathematik und Physik ein systematisches Verständnis zu haben, so ist es auch ganz unmöglich, die Geschichte der Philosophie zu erforschen, ohne von der Sache der Philosophie systematisches Verständnis zu haben. Gerade auf dem Gebiete der Philosophie ist die geschichtliche Entwicklung der systematischen Probleme von so inniger Kontinuität, daß es sich von ihr aus auch allein versteht und rechtfertigt, daß die Geschichte der Philosophie als eigene, selbst philosophische Disziplin bearbeitet wird und als solche auch im Lehrplan unserer Hochschulen eine besondere Pflege erfährt. Man kann gerade unter systematischen Gesichtspunkten die Geschichte der Philosophie als die allseitigste Einführung in das System der Philosophie selber ansprechen. Vollends kann man einer so überragenden geschichtlichen Erscheinung, wie derjenigen Kants, gar nicht anders beikommen, als sachlich und systematisch. Wenn also dieses mein Werk für Kant Verständnis zu wecken sucht, so sucht es damit dem Leser zugleich den Weg in die Sache der Philosophie selbst zu ebnen. Darum zielt es in erster Linie ab auf den positiven sachlichen Ertrag der ganzen Kantischen Lebensarbeit. Bloßer Mörgelen und Kriteleien sind genug und übergenug im literarischen Betriebe unserer Zeit geschrieben worden. Ihnen gegenüber vertrete ich durchaus das Positive. Vor dem Verdachte eines unkritischen und blinden Anhängers Kants dürfte ich trotzdem sicher sein auf Grund aller meiner bisherigen Arbeiten. Auch in diesem Buche werde ich die geschichtlich bedingten Unzulänglichkeiten und Schwächen der Kantischen Lehre deutlich genug hervortreten lassen. Aber darüber darf doch das Große und Bleibende der positiven Leistung nicht nur nicht vergessen werden, sondern muß in vollem Umfang und Inhalt und in erster Linie herausgearbeitet werden,

so daß sogar aus dem an sich Unzulänglichen sich zum mindesten neue Problemantriebe im Dienste der positiven und bleibenden Leistung erkennen lassen können. In diesem positiven Sinne möchte meine Arbeit für das Werk Kants selber wirken, das ja ein Stück unseres nationalen Geisteslebens, ja des Kulturlebens der Menschheit ist.

Der Druck dieses fast vollständig schon vor dem Kriege geschriebenen, im Manuskript auch bereits in den ersten Junitagen 1915 dem Verlag übergebenen Werkes erfolgte während des gegen unsere nationale Existenz gerichteten Krieges. In welchem Maße die Kraft deutschen Geistes aber der kulturellen Existenz des ganzen Menschengeschlechts zugute kommen kann, das vermag neben all den großen Namen auf den übrigen Kulturgebieten, neben den Namen eines Luther, Dürer, Bach, Goethe, und wie die herrlichen Helden deutschen Geistes alle heißen, auf dem Gebiete der Philosophie wohl kein Name deutlicher zu bezeugen, wie der Name Immanuel Kant.

Bei der Drucklegung hat mich durch Lesung der Korrektur und Herstellung des Personenregisters Herr cand. philos. et math. Arthur Hoffmann in hingebender Weise unterstützt. Dafür spreche ich ihm auch hier meinen herzlichsten Dank aus.

Jena, im Juli 1916.

Bruno Bauch.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
Kants Leben und persönliche Entwicklung	7
Allgemeine Grundzüge von Kants wissenschaftlichem Werdegang	35
Erster Hauptteil: Die vorkritische Epoche	37
Erstes Kapitel: Die naturwissenschaftliche Forschungsarbeit	38
Zweites Kapitel: Die Arbeit auf dem Gebiete der theoretischen Philosophie	63
Drittes Kapitel: Die Ansätze zur praktischen Philosophie	93
Zweiter Hauptteil: Die kritische Epoche	103
Erstes Kapitel: Die unmittelbare Vorbereitung der kritischen Philosophie	105
Zweites Kapitel: Die kritische Erkenntnislehre	119
Erster Abschnitt: Das Problem der Erkenntnislehre	120
Zweiter Abschnitt: Die transszendentale Methode	130
Dritter Abschnitt: Die Prinzipien der Sinnlichkeit	152
Vierter Abschnitt: Die Prinzipien der Verstandeserkenntnis	183
Fünfter Abschnitt: Die Prinzipien der Vernunftserkenntnis	271
Drittes Kapitel: Die praktische Philosophie des Kritizismus	300
Erster Abschnitt: Die Prinzipien der Sittlichkeit	303
Zweiter Abschnitt: Die Grundlagen der Religion	338
Dritter Abschnitt: Die Prinzipien von Recht, Staat und Geschichte	355
Viertes Kapitel: Die systematische Einheit von theoretischer und praktischer Philosophie	368
Erster Abschnitt: Ästhetik	378
Zweiter Abschnitt: Teleologie	413
Sachregister	468
Personenregister	473



Einleitung.

Taten des Geisteslebens von geradezu weltumwälzender Bedeutung bezeichnen jene Epoche, von der ab wir das Zeitalter der „Neuzeit“ datieren. Auf dem Gebiete der Wissenschaft richtet ein deutscher Kardinal, Nikolaus von Cues, die menschliche Erkenntnis zum mathematischen Begriffe des Unendlichen auf, um ihm zugleich kosmische Anwendung und Geltung zu sichern. Ein deutscher Domherr, Nikolaus Copernicus, zertrümmert mit der Kraft des wissenschaftlichen Denkens das sinnenfällige Weltbild, um im sieghaften Triumph des Denkens über die Sinnlichkeit unser mathematisch-astronomisches Weltbild aufzurichten. Auf dem Gebiete der Sittlichkeit und Religion bringt ein deutscher Mönch, Martin Luther, der ganzen Kulturmenscheit jene „Freiheit des Christenmenschen“, die gerade dadurch allein den Menschen befreit, daß sie ihn im tiefsten innerlichsten Gotteserlebnis an die Gottheit bindet.

Alle drei Männer, der Cusaner, Copernicus, Luther sind Deutsche. Alle drei sind aber auch Priester gewesen. Das bezeichnet genugsam die Bedeutung Deutschlands und seiner Führerstellung in der mit diesen Männern und in ihnen heraussteigenden neuen Geisteskultur, bezeichnet aber zugleich die innere, die neue junge Zeit durchzitternde und durchmürbende Tragik. Denn schon ein Blick auf dieser drei Männer Geist und Stellung zugleich macht es verständlich, daß gerade Deutschland den Kampf zwischen dem neuen Leben und der mittelalterlich-kirchlichen Tradition am schwersten und innerlich erregtesten auszukämpfen hatte. Es wird verständlich, daß gerade das Land und das Volk, das über alle Kulturländer und Kulturvölker der Erde ein neues Kulturleben heraufgeführt, die Früchte des Samens, den es über alle Welt ausgestreut hatte, zu allerlegt ernten durfte, weil es im Innern durch religiöse und politische Kämpfe gleich im Anfang der neuen Zeit zerrissen ward. Zwar Führer ebensowohl

auf dem Gebiete der Wissenschaft, wie auf dem der Religion und Sittlichkeit, im Eufaner, Copernicus und vor allem in seinem deutschesten Manne, in Luther, über die ganze Kulturmenscheit ein neues Zeitalter heraufzuführen, mußte doch durch die gerade mit seinen neuen Errungenschaften mitgegebenen politischen und religiösen Partheiungen das junge Mutterland neuer Kultur in innerer Tragik auf lange Zeiten hinaus zurücktreten und abseits stehen. Fremde nahmen sein Kulturerbe zunächst auf, bis der Führer endlich selber die höchste Höhe erklimmte und wiederum die anderen mit sich hinaufziehen suchte. Die Geschichte der neueren Philosophie, in der sich die Gesamt Tendenzen der neueren Zeit vereinigen, macht das deutlich¹⁾: Nach den grundlegenden Leistungen des Nikolaus von Cues und des Copernicus verläuft die Entwicklung der Wissenschaft überhaupt und der Philosophie im besonderen zunächst vorwiegend in den romanischen Ländern und in England, bis endlich wieder Deutschland seiner ursprünglichen Führerrolle entsprechend seine Entwicklung auf die großartigste Höhe emporträgt.

Wie sehr die Renaissance geschichtlich außer auf dem Rückgange zur Antike auch auf den bezeichneten Leistungen des deutschen Geistes ruht, das beleuchten sofort zwei Namen, die zugleich typisch für zwei philosophische Problemrichtungen sind: die Namen der beiden Italiener Giordano Bruno und Galilei. Bruno, der genialste unter den Vertretern der dogmatischen Naturphilosophie der Renaissance, weiß selber sehr genau, daß die beiden kräftigsten historischen Quellen seines Gedankenstromes jene beiden von ihm ja auch aufs höchste bewunderten Deutschen, Eufanus und Copernicus, sind; aber ebenso auch, daß er ohne die deutsche Reformation kaum den Ausgang aus seiner Klosterzelle in die Welt gefunden haben würde. Und das traurige Schicksal Galileis, der philosophisch an der Spitze des neueren Rationalismus steht, ist bekannt: er ist so auf die copernicanische Weltanschauung eingeschworen, daß er sie vor der Kirche abschwören muß, meineidig gegen seine eigene Überzeugung. Be-

¹⁾ Vgl. dazu und zum folgenden die Einleitung zu meiner Geschichte der neueren Philosophie (Sammlung Göschen, S. 7 ff.) und jetzt vor allem W. Wundt, Die Nationen und ihre Philosophie. Ein Kapitel zum Weltkrieg. Wundt kennzeichnet hier in ausgezeichnete Weise den Zusammenhang zwischen Rationalcharakter und Philosophie der modernen Kulturvölker.

zeichnen Bruno und Galilei nun auch den hervorragendsten Anteil, den Italien in der ganzen neueren Zeit überhaupt an der Entwicklung der Philosophie genommen, so bezeichnen sie gerade in ihrer Größe auch die Grenze dieses Anteils. Bruno, der Mann wahrhaft genialer künstlerischer Intuition, vermag seinen Anschauungen weder einen streng wissenschaftlichen Ausdruck, noch einen streng wissenschaftlichen Inhalt zu geben. Galilei, der Mann strenger Wissenschaft, vermag seine wissenschaftlich philosophische Stellung doch nicht über die Schranken der bloßen Methodologie zu erweitern, und so bleiben, wie W. Wundt treffend gezeigt hat, in Italien die künstlerische Spekulation der dogmatischen Naturphilosophie und die in den Grenzen der Methodologie gehaltene, wenn auch streng wissenschaftliche Denkart unveröhnt und unvermittelt nebeneinander stehen.

Der Nationalismus findet seine Fortsetzung zunächst in Frankreich. Hier erwächst ihm eine wahrhaft großartige Vertretung in Descartes, dem hervorragendsten Denker, den Frankreich je gehabt hat. Er vereinigt die allgemeinsten im Formalen liegenden Vorzüge des französischen Geistes überhaupt mit der gerade ihn persönlich besonders auszeichnenden Gründlichkeit und Klarheit, ist mit einem Worte sowohl hervorragender Schriftsteller wie hervorragender Denker. Und doch ist er als solcher wenig ausgeglichen. Auf der einen Seite zeigt er echte und strenge Kritik in seinem Denken, auf der anderen verharret er nach vielfacher Hinsicht im Dogmatismus, nicht allein im Dogmatismus einer starren Seins- und Substanzlehre, sondern auch, damit zusammenhängend, in einer Art theologischen Dogmatismus. Seine Kritik nagt ja allenthalb selbst an seinem eigenen Dogmatismus. Aber so glänzend, klar, scharf und gründlich sein Denken ist, jene höchste systematische Kraft ist ihm doch versagt, den Antagonismus in ihm selber zu überwinden. Mit Recht sieht Wundt in diesem Antagonismus von Kritik und Dogmatismus den Grundzug des französischen Geistes überhaupt und darum in Descartes dessen glänzendsten Vertreter. Und in der Tat erklärt sich daraus auch der eigenartige geschichtliche Umstand mühelos, daß an Descartes die schärfste Skepsis ebenso anknüpfen konnte, wie der ausgesprochenste Dogmatismus und beide in mannigfachster Ausgestaltung der rationalistischen Form. Auch die Tatsache wird erklärlich, daß hier die von Deutschland mit der Er-

neuerung des sittlich-religiösen Lebens einsetzende Erneuerung der Ethik und Religionsphilosophie nicht die Velleitäten der landläufigen Moral der Außenseiten des Lebens zu verdrängen vermochte.

Hier scheint zunächst der Empirismus ergänzend einsetzen zu sollen. Zeitlich verläuft er dem Rationalismus ziemlich genau parallel. Seine örtliche Domäne aber ist England. Mit dem dem englischen Volke eigenen praktischen Wirklichkeitsinn ist er vor allem der Erfahrung zugewendet. Darin liegt seine Bedeutung und seine Stärke. Allein ebendarin hat er auch seine Grenze und seine Schranke. Kann man schon vom Rationalismus lernen, daß die Erfahrung ebensowenig vernunftfremd, wie die Vernunft erfahrungsfremd ist, weshalb gerade der Geschichte des philosophischen Rationalismus eine Reihe hervorragender empirischer Forscher angehört und jene in Galilei geradezu von einem solchen eröffnet wird, so wird gerade der Empirismus der Vernünftigkeit, dem vernünftigen Sinn der Empirie nicht gerecht. Es ist gleichsam ein tragikomisches Schicksal, daß er trotz seines Drängens auf Empirie eben — Empirismus bleibt. Aller praktische Wirklichkeitsinn hindert Bacon nicht, sondern veranlaßt ihn, den wahren und wirklichen Charakter der Wissenschaft so von Grund aus zu verkennen, daß er vom Eigenwert und der Eigenwürde der Wissenschaft sich nicht einmal eine auch nur schwache Vorstellung bilden kann und er in der Wissenschaft nichts als ein bloßes Mittel zum Zwecke menschlichen Nutzens und menschlicher Macht zu sehen vermag. Denn dieser ganze empiristische Wirklichkeitsinn ist, so sehr man ihn auch anerkennen mag, im letzten Grunde doch immer ein ganz krasser Nützlichkeitsinn. Daher kommt es, daß, wie Justus von Liebig gerade am Beispiel Bacoons gezeigt hat, das Verständnis des Empirismus gerade für die Empirie nicht groß und tief genug ist, um seine Verbindung mit den obwohl von ihm versuchsweise bekämpften, mystischen und dogmatischen Anthropomorphismen zu verhindern. Ja, obwohl er sie bekämpft, fällt er oft genug in sie zurück und begünstigt sie. Selbst da, wo, wie in Hume, seinem hervorragendsten Vertreter, der Empirismus sich selbst zu überwinden beginnt, bleibt seine Kraft und seine Stärke in der Psychologie beschloßen, für die sein praktischer Wirklichkeitsinn in der Tat von fruchtbarer Bedeutung ist. Daß er aber mit den psychologischen Mitteln seines praktischen Wirklichkeitssinnes auch der tiefsten Wertprobleme von Erkenntnis und Lebens-

führung glaubt Herr werden zu können, das führt ihn zum Psychologismus, der an eben jenen Problemen mit Notwendigkeit scheitern muß. Daß ein Denker, der doch gerade um die Psychologie so grundlegende Verdienste hat, wie W. Wundt, dieses Scheitern des Psychologismus historisch am englischen Empirismus darlegt, das ist historisch wie systematisch von charakteristischem Werte.

Während innerhalb Deutschlands die sittlich-religiöse Erneuerung auch allmählich zu einer Erneuerung der Ethik und Religionsphilosophie führt, wächst im Auslande, zunächst wiederum in England, eine neue Naturphilosophie empor, die, im Gegensatz zu den dogmatischen Spekulationen der Renaissance, anknüpft an die Naturforschung als solche. Das Programm stellt ihr der große englische Chemiker Boyle, die glänzendste Durchführung des Programms gibt ihr der große Physiker Newton. Beide hervorragenden Vertreter der Empirie stehen dem englischen Empirismus gänzlich fern. Ihr Ziel ist es, eine Einheit zwischen Naturforschung und religiösem Glauben durch die Naturphilosophie zu gewinnen. Newton, der dieses Ziel mit der größten wissenschaftlichen Kraft verfolgt, bleibt allerdings sowohl im Wissenschaftlichen, wie im Religiösen, bei aller Größe seines Denkens, noch tief in dogmatischen Vorstellungen befangen. Trotzdem kann sich nichts von alledem, was in der sogenannten Aufklärungsphilosophie an ihn anknüpft und, wie in Voltaire, Newtonsche Gedanken zu popularisieren unternimmt, mit ihm an Bedeutung vergleichen.

Sittlich-religiöse Probleme, zwei naturphilosophische Problemrichtungen, der Rationalismus und der Empirismus sind die geistigen Bewegungen, die nun in ihrer Gesamtheit das philosophische Geistesleben der neueren Zeit charakterisieren. Aber sie laufen mehr oder minder nebeneinander her, berühren sich oft, aber nur mehr gelegentlich, ohne sich bisher zu tieferer Einheit zu durchdringen. Da ist es nun ein deutscher Geist von univerveller Kraft und Fülle, Leibniz, der, obwohl selbst in erster Linie noch dem Rationalismus zugehörig, alle die verschiedenen sachlichen Tendenzen in seinem persönlichen Geiste zu vereinigen beginnt, sogar schon ehe sie ihre historisch reichste Ausgestaltung erfahren haben. Darauf aber beruht es wohl auch, daß er, trotz der ungeheuren Kraft der Universalität seines Geistes, diese Universalität doch noch nicht zur systematischen Einheit fortzuführen vermocht hat.

Keine der großen wissenschaftlichen Erscheinungen der neueren Zeit, außer Newton, hat nun für Kant eine so tiefe Bedeutung gehabt wie Leibniz. An universeller Fülle der Erkenntnisinhalte und Reichtum persönlichen Erlebens steht Kant hinter Leibniz ohne Frage zurück. Aber er überragt ihn an der Kraft einheitlich systematischer Grundlegung. Darum vermag er, was Leibniz nicht vermocht hat, in langer Lebensarbeit alle Quellen der philosophischen Arbeit der neueren Zeit zu systematischer Einheit zusammenmünden zu lassen, die nun als mächtiger Strom der Ewigkeit entgegenfließt.

Kants Leben und persönliche Entwicklung.

Immanuel Kant ist in der Morgenfrühe des 22. April 1724 zu Königsberg i. Pr. geboren. Sein Geburtshaus steht in der zur Zeit seiner Geburt „Sattlergasse“ benannten Straße, in der auch sein Vater das Sattlerhandwerk ausübte. Ihm hatte bereits sein Großvater angehört. Die väterliche Linie führte ihre weitere Genealogie übrigens auf schottische Herkunft zurück¹⁾. Seine Mutter Regina ist eine geborene Neuter und entstammt demselben Berufskreise.

So war denn unser größter deutscher Denker von sehr einfacher Herkunft. Der Geist, der in seiner Familie geherrscht hatte, blieb aber bestimmend für sein ganzes Leben. Und noch als er die Höhe seines Weltruhmes erklimmen, gedenkt er mit inniger Dankbarkeit seiner Eltern. Zu wiederholten Malen betont er, wie sie ihm in jedem Augenblicke vorbildlich gewesen seien und er niemals auch nur ein unwürdiges Wort aus ihrem Munde vernommen hätte. Er hat stets gestanden, „daß vielleicht nur wenigen Kindern . . . der Rückblick auf die Eltern in der Folge so wohlthuend sein dürfte, als er ihm immer war und noch ist“. So berichtet Borowski, einer der ersten Biographen Kants²⁾. Und er erzählt auch: „Der Vater forderte Arbeit und Ehrlichkeit, besonders Vermeidung jeder Lüge;

¹⁾ In einem Briefe Kants findet sich übrigens die Äußerung, daß sein Großvater aus Schottland „emigriert“ sei. Und die älteren Darstellungen des Lebens unseres Philosophen vertreten ebenfalls diese Ansicht, die aber auf Grund der neueren Forschung wohl berichtigt werden muß. Denn schon sein Urgroßvater war in Deutschland ansässig. Karl Vorländer hat in seiner liebevoll und anziehend geschriebenen, auf alle neuerschlossenen Quellen gestützten und besonders verdienstvollen Biographie allerdings die nicht abzuweisende Möglichkeit ins Auge gefaßt, daß der Großvater in ganz jugendlichen Jahren mit seinem Vater aus Schottland eingewandert wäre. Vgl. Karl Vorländer, Kants Leben, S. 2.

²⁾ Darstellung des Lebens und Charakters Immanuel Kants. Von Ludwig Ernst Borowski, S. 153. (Nach dem 1902 in Halle erschienenen Neubrud: Immanuel Kant nach Darstellungen der Zeitgenossen Zachmann, Borowski, Wafianski.)

die Mutter auch noch Heiligkeit dazu¹⁾). Dieser rühmt Borowski auch „einen mehr ausgezeichneten Charakter“²⁾ nach. Die beschriebene Sattlersfrau muß in der Tat ein außergewöhnlicher Mensch gewesen sein. Wie ihr der Sohn im Äußeren glich, so hat er von ihr die nachhaltigsten Eindrücke für sein ganzes inneres Leben und Erleben empfangen. Zu Fackmann³⁾ hat er sich selbst in folgender Weise über sie ausgesprochen: „Meine Mutter war eine liebevolle, gefühlvolle, fromme und rechtschaffene Frau und eine zärtliche Mutter, welche ihre Kinder durch fromme Lehren und durch ein tugendhaftes Beispiel zur Gottesfurcht leitete. Sie führte mich oft außerhalb der Stadt, machte mich auf die Werke Gottes aufmerksam, ließ sich mit einem frommen Entzücken über seine Allmacht, Weisheit und Güte aus und drückte in mein Herz eine tiefe Ehrfurcht gegen den Schöpfer aller Dinge. Ich werde meine Mutter nie vergessen; denn sie pflanzte und nährte den ersten Keim des Guten in mir, sie öffnete mein Herz den Eindrücken der Natur; sie weckte und erweiterte meine Begriffe, und ihre Lehren haben einen immerwährenden Einfluß auf mein Leben gehabt.“

Also sowohl nach der sittlich-religiösen, wie nach der intellektuellen Seite hin muß die Frau eine tiefe Wirkung auf ihren Sohn geübt haben. Es war ein kindlich frommer Sinn, der aus ihr zu ihm sprach, und von strenger Wissenschaftlichkeit mögen die Belehrungen, die sie ihm auf gemeinsamen Spaziergängen über Pflanzen und Tiere, ja das Himmelsgebäude und die Natur im allgemeinen gegeben hat, weit entfernt gewesen sein. Aber wie im sittlich-religiösen Sinn die lauterste Innerlichkeit aus ihrem Herzen geströmt sein muß, so muß auch auf intellektuellem Gebiete ein offener, klarer, keineswegs gewöhnlicher Verstand ihr zu eigen gewesen sein; ja sie muß selbst eine für ihre Zeit und ihren Stand nicht gewöhnliche Bildung besessen haben. Darin stimmen alle Berichte überein. Das beste Zeugnis dafür aber ist doch wohl der nachhaltige Eindruck, den sie einem Menschen von Kants Art hinterlassen hat. Und dessen Stärke muß, wie Fackmann ganz richtig hervorhebt, um so größer gewesen sein, als Kant bereits

¹⁾ a. a. O., S. 152.

²⁾ a. a. O., S. 151.

³⁾ Immanuel Kant, geschildert in Briefen an einen Freund von Reinhold Bernhard Fackmann, S. 69.

im Alter von dreizehn Jahren seine Mutter verlor, „nur bis zum dreizehnten Jahre ihren lehrreichen Umgang genoss“¹⁾).

Es war der fromme Sinn der Mutter, der ungewollt dem Knaben die Wege zu einer weiteren Bildung ebnete, die ihm wohl sonst bei den bescheidenen Lebensverhältnissen der übrigens kinderreichen Familie — Kant hatte acht Geschwister, von denen freilich einige früh starben — immer verschlossen geblieben wären: die Form ihrer religiösen Betätigung vollzog sich in den Bahnen jener eigenartigen Ausgestaltung des Protestantismus, die gerade in Königsberg eine so charakteristische Prägung zeigte, daß sie häufig genug ausdrücklich als „Königsberger Pietismus“ angesprochen worden ist. Hatten sich in Halle, der Wirkungsstätte eines Wolff, ebenso wie eines Franke, Rationalismus und Pietismus aufs heftigste befehdet, so gingen dieselben Geistesmächte der Zeit in Königsberg jene bedeutsame Vereinigung ein, die in der „Übereinstimmung der Vernunft mit dem Glauben“ ihr eigentliches Ziel und ihren tiefsten Inhalt suchte. Die stärkste und wirkungsvollste Persönlichkeit, um die sich in Königsberg nun diese religiöse Bewegung formierte, und von der sie ihre kräftigsten Antriebe erhielt, war Franz Albert Schulz. Er hatte eine Synthese von Wolffschem Rationalismus und frommem Pietismus, selbst von Halle ausgehend, zu vollziehen verstanden, die für das ganze Geistesleben Königsbergs von entscheidender Bedeutung wurde. Als Pfarrer und Professor der Theologie, als Direktor des Collegium Fridericianum, des heute „Kgl. Friedrichskollegium“ genannten Gymnasiums, wie als Generalinspekteur der ganzen Kirchen- und Schulangelegenheiten sowie des Armenwesens Ostpreußens entfaltete er einen ebenso weitreichenden, wie tiefgehenden Einfluß. Er ist es gewesen, der die „Übereinstimmung der Vernunft mit dem Glauben“ nicht nur in einer so betitelten Abhandlung pro venia legendi wissenschaftlich zu begründen suchte, sondern vor allen Dingen in jener „Übereinstimmung“ den Leitstern seiner praktischen Wirksamkeit sah. In erster Linie wohl als Pfarrer mag er der Familie Kant näher getreten sein. Zunächst erstreckte sich hier sein Einfluß auf die Mutter und durch deren Vermittelung auch auf Immanuel. Wie er auf das sittliche und geistige Wohl der

¹⁾ a. a. O., ebenda.

Familie bedacht war, so hat er sich auch dieser in den wirtschaftlichen Nöten, die der kinderreichen Handwerkerfamilie ja nicht erspart blieben, angenommen. Wohl mag seinem fürsorglichen Blick dabei schon sehr früh die Schwierigkeit aufgegangen sein, die über des kleinen, schwächlichen Immanuel Zukunft schwebte, wenn er bei seiner zarten Konstitution ebenfalls hätte ein Handwerk erlernen müssen. Und sehr früh mag der Menschenkenner wohl auch bemerkt haben, daß die Seele des Kindes stärker wäre, als sein Körper, daß in ihm eine besondere Anlage ruhte. Jedenfalls ist er es gewesen, der dem Knaben ermöglicht hat, das Fridericianum zu besuchen, und der so auch sein späteres Studium in die Wege leitete. Dafür hat sich ihm Kant sein Leben lang zu tiefstem Danke verpflichtet gefühlt.

War Schulz selbst zwar Rationalist und Pietist in gleicher Weise, so war der allgemeine Schulbetrieb mehr pietistisch als rationalistisch. Die philologischen Fächer, insbesondere das Latein, waren recht einseitig bevorzugt. Hatte es diesem Umstande auch Kant zu verdanken, daß er stets ein ganz leidliches Latein schrieb, auch die römischen Dichter sehr gut kannte¹⁾, so waren doch die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer, die Kants geistiger Eigenart besonders lagen, in einer Weise vernachlässigt, daß unser Philosoph später nicht ohne ein freundlich-mitleidiges Lächeln an diese Seite des Schulunterrichts zurückdenken konnte. Und so dankbar Kant auch stets der echt religiösen Seite des Pietismus gedacht hat, so konnte er den manchmal geradezu an Drill grenzenden Religionsübungen der Schule doch kein zu freundliches Andenken bewahren. Und manches harte Urteil über „Frondienst“ der Kirche, über Beten und andere statutarische Gebräuche erklärt sich durchaus aus den pietistischen Schulgebräuchen, die nach dem Urteil Borowskis, des einzigen evangelischen Bischofs in Preußen, nicht selten zur bloßen „Frömmelei“ führten²⁾.

Im Herbst 1740 bezog Kant die Universität seiner Vaterstadt. Zwar war der Königsberger Universitätsunterricht keineswegs so, daß er hätte den aufstrebenden Studiosus in jeder Beziehung befriedigen können. Allein der junge Kant fand hier doch einen

¹⁾ Vgl. Borowski, a. a. O., S. 154.

²⁾ Borowski, a. a. O., ebenda.

Lehrer, der für ihn von entscheidender Bedeutung werden konnte und wurde. Das war Martin Knußen. An Kants Verhältnis zu Knußen wird in geradezu grandioser Weise die Kontinuität in der Entwicklung unseres Philosophen deutlich. Wie unter den Königsberger Theologen F. A. Schulz die Synthese von Rationalismus und Pietismus geradezu verkörperte, so vertrat diese nun auch philosophischerseits Knußen. Dieser war aber eben auch ein philosophischer Kopf und betätigte sich zugleich philosophisch auf mathematisch-naturwissenschaftlichem Gebiete. Darum repräsentiert er uns als Lehrer Kants in dessen Entwicklung jenen tiefen inneren Zusammenhang, der zwischen den praktischen, sittlich-religiösen Interessen auf der einen Seite und andererseits den theoretischen, vorwiegend auf die Verbindung des philosophischen mit dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Denken gerichteten Interessen Kants vom Anfang bis zum Ende seines philosophischen Werdegangs bestanden hat¹⁾. Da Knußen von seinem Schüler ein nicht gar großer Altersunterschied trennte, ergab sich auch ein für den Studenten sehr förderlicher persönlicher Verkehr über die Vorlesungen hinaus, und wie Borowski sagt, „galt Knußen ihm doch vor allen seinen Lehrern am meisten“²⁾. Er hat auch sehr früh schon Kant auf das Studium Newtons hingelenkt. Seinen eigenen religiösen und wissenschaftlichen Interessen folgend, aber wohl durchaus ohne an ein theologisches Fachstudium und an einen künftigen Theologenberuf zu denken³⁾, hörte er doch auch theologische Vorlesungen bei Schulz.

¹⁾ Über Knußen vgl. die immer noch lesenswerte Schrift von Benno Erdmann, *Martin Knußen und seine Zeit*. Es will mir gerade besonders wertvoll erscheinen, daß Erdmann für Kants Verhältnis zu Knußen auch auf die bei diesem vorliegende Vereinigung von Rationalismus und Pietismus nachdrücklich hingewiesen hat. Und daß darin auch ein entscheidender Einfluß auf Kant vorliegt, möchte ich nicht mit R. Vorländer, a. a. O., S. 22, für fraglich halten. Es ist gewiß Vorländer darin beizupflichten, daß sich Kant „durch die Verbindung der Philosophie mit mathematisch-naturwissenschaftlichen Problemen“ von seinem Lehrer angezogen fühlte. Aber dieses schließt jenes nicht aus.

²⁾ Borowski, a. a. O., S. 158.

³⁾ Die früher viel gepflogene Erörterung, ob Kant Fachtheologe auf der Universität gewesen sei, lassen wir hier beiseite. Ein Anhalt, die Frage positiv zu entscheiden, besteht nicht. Eher sprechen viele von der neueren Kantforschung erhobene Gründe dagegen. Vgl. jetzt vor allem — außer den früheren Biographien — R. Vorländer, a. a. O., S. 18 ff.

Es war, wie Kant selbst erklärt haben soll, lediglich „Wißbegierde“, was ihn dazu führte. Und wir dürfen das glauben: Den streng wissenschaftlich gerichteten Geist Kants hat es eben getrieben, auch seine praktischen Interessen zu begrifflicher Klarheit zu erheben. So hat er bereits in den Universitätsjahren die Vorbereitungen getroffen für die beiden großen Arbeitsgebiete seines philosophischen Lebens. In seinen philosophischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Studien, die der wissenschaftlichen Geistesverfassung des Denkers schlechterdings homogen waren, liegen die ersten Keime zur künftigen philosophischen Grundlegung der mathematischen Naturwissenschaft. Seine sittlich-religiöse Innerlichkeit, die er wohl durch den Besuch der Schulhefchen Dogmatik „wißbegierig“ klären wollte, enthält die tiefsten persönlichen Wurzeln seiner praktischen Philosophie. Die Lebensgeschichte des Jünglings ist wie eine antizipierende Vorahnung seines künftigen Lebenswerkes.

Im Herbst des Jahres 1745 hat Kant, so dürfen wir mit ziemlicher Sicherheit annehmen, seine Studien abgeschlossen, obwohl verschiedene Umstände darauf hindeuten, daß er noch einige Zeit länger in Königsberg geblieben ist. Was für Zukunftspläne die Seele des jungen Mannes bewegt haben mögen, darüber fließen uns leider keine Quellen zu. Daß er an das praktische Schulamt gedacht, erscheint uns nicht glaublich. Einmal war Kant dafür viel zu wenig praktisch-pädagogisch veranlagt; und zweitens war er sich, wie wir gleich sehen werden, dieses Mangels seiner Veranlagung auch zu deutlich bewußt. Viel wahrscheinlicher ist es, daß er sehr früh, wohl noch während der letzten Zeit seines Studiums, daran gedacht hat, einmal selbst akademischer Lehrer zu werden. Freilich die Aussichten auf diese Laufbahn waren für den jungen Kant nicht gerade günstig. Er war schon als Student darauf angewiesen, sich, zum mindesten bis zu einem gewissen Grade, seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Die materielle Hilfe, die ihm von seinem Elternhause hat zuteil werden können, war sicherlich, falls sie ihm überhaupt noch zuteil wurde, äußerst gering. Gewiß aber versiegten diese vorher wenigstens möglichen Hilfsquellen ganz, als zu Beginn des Frühjahr 1746 sein Vater starb. So hatte denn Kant seine fernere Zukunft ganz auf sich selbst zu stellen. Allein, er war nicht bloß arm, sondern auch bedürfnislos. Er hatte zugleich eine Energie, die bei seiner intellektuellen Fähigkeit das sich gesteckte

Ziel gar wohl zu erreichen imstande war. So mag denn Kant gleichsam als Zwischenstation und Vorstufe für den akademischen Beruf sich zunächst jene Stellung gewählt haben, die mancher junge Gelehrte zu Kants Zeiten noch häufiger wählen mußte, als das heute der Fall ist: Kant wurde Hauslehrer, wohl in der Absicht, sich dadurch eine wenn auch geringe Ersparnis zur Erleichterung seines ferneren äußeren Durchkommens — in der äußeren Lebensökonomie war er stets ein sehr geschickter Rechner — zu erwerben. Was wir über seine Hauslehrerzeit wissen, ist wiederum äußerst dürftig. Borowski schreibt: „Kant ward, durch die Lage seiner Umstände¹⁾ genötigt, Hauslehrer, und zwar zunächst in einem Predigerhause²⁾ außerhalb Königsbergs, zu werden, dann unterrichtete er einen jungen Hülßen auf Arnsdorf, einige Zeit auch einen Grafen von Reiserling³⁾.“

Daß Kant auch als Hauslehrer äußerst gewissenhaft gewesen ist, daran kann gar kein Zweifel sein. Daß er aber auch eingesehelter und erfolgreicher Kindererzieher gewesen sei, das ist schwer zu glauben. Auch nur die Möglichkeit, „eine Nachwirkung Kantischen Einflusses darin zu erblicken, wenn später unter der Regierung Friedrich Wilhelms III. sein einstiger Zögling Georg Friedrich von Hülßen (Hülßen) seinen Gutsuntertanen die Freiheit schenkte, wofür er von dem König in den Grafenstand erhoben wurde“⁴⁾, scheint mir gewagt. Von den Versuchen, hier einen apodiktischen Zusammenhang zu konstruieren, will ich gar nicht reden. Jedenfalls widerspricht eine so nachhaltige erzieherische Wirkung Kants auf die Hülßensche Kindesseele durchaus der Art, wie für Kant selbst sich in der Erinnerung seine erzieherische Tätigkeit darstellte. „Er

¹⁾ Borowski, a. a. O., S. 157. Kant selbst hat an dieser Stelle — Borowski hatte ihm die Biographie zur Durchsicht vorgelegt — die Worte eingeschoben: „auf einige Jahre“. — Im ganzen waren es aber wohl doch acht bis neun Jahre.

²⁾ Gemeint ist das Predigerhaus in Sudschon i. Pr. Der Prediger, in dessen Diensten Kant stand, hieß Andersch.

³⁾ Neuere Darsteller des Lebens Kants, so auch Vorländer, bezweifeln, daß Kant im Neuierlingischen Hause Hofmeister war. Ich kann die Bedenken gegen diese von Kant gelesene und gerade an dieser Stelle kommentierte Darstellung Borowskis aber nicht teilen. Die historischen Daten lassen die Möglichkeit durchaus zu, ja legen sie nahe.

⁴⁾ R. Vorländer, a. a. O., S. 33.

pflegte über sein Hofmeisterleben zu scherzen und zu versichern, daß in der Welt vielleicht nie ein schlechterer Hofmeister gewesen wäre als er“; so berichtet Sachmann von ihm¹⁾. Hier zeigt sich deutlich, worauf vorhin schon hingewiesen wurde, daß er selbst sich des Mangels an schulgemäßer Erziehungskunst durchaus bewußt war.

Für sein eigenes Leben und Wirken waren aber seine Hauslehrerjahre jedenfalls viel förderlicher und ersprießlicher, als für seine Zöglinge. Ganz abgesehen nun von der wirtschaftlichen Subsistenz gingen daraus einmal persönliche Beziehungen fürs Leben hervor; jedenfalls sowohl mit der Hülssenschen Familie, wie auch mit der Reiserlingischen Familie. Besonders die Gräfin Reiserling scheint ein geistig vornehmer, feiner Mensch gewesen zu sein, dem Kant persönlich nahttrat. Zwischen beiden scheint jenes edle persönliche Verhältnis der geselligen Formen bestanden zu haben, auf das Kant sein Leben lang hielt, und das Schiller als „Schöne Geselligkeit“ philosophisch zu begründen unternehmen sollte. Sodann aber war die Hauslehrerzeit, die ihm jedenfalls sehr viel Muße zur Ausgestaltung seiner Gedanken ließ, auch in wissenschaftlicher Beziehung fruchtbar. Auch darüber sagt Borowski in unmittelbarer Fortsetzung der zuletzt zitierten Stelle: „Der stille, ländliche Aufenthalt diente zur Förderung seines Fleißes. Da wurden schon in seinem Kopfe die Grundlinien zu so manchen Untersuchungen gezogen, manches auch beinahe vollständig ausgearbeitet, womit er (wie wir weiter unten zeigen werden) in den Jahren 1754 und folgenden zur Überraschung vieler, die das von ihm wenigstens nicht in dem Maße erwartet hatten, auf einmal und schnell nacheinander hervortrat. Da sammelte er sich in seinen Miszellen aus allen Fächern der Gelehrsamkeit das, was ihm fürs menschliche Wissen irgend erheblich zu sein schien — und denkt heute noch mit vieler Zufriedenheit an diese Jahre seines ländlichen Aufenthalts und Fleißes zurück²⁾.“

Im Frühjahr 1755 erfolgte Kants Promotion und im Herbst desselben Jahres seine Habilitation als Privatdozent an der Königsberger Universität, nachdem er sich längst vorher durch schriftstellerische Arbeiten erfolgreich in die wissenschaftliche Welt eingeführt hatte.

¹⁾ Sachmann, a. a. O., S. 9 f.

²⁾ a. a. O., S. 157 f.

Als Universitätslehrer hielt Kant Vorlesungen über die verschiedenen Disziplinen der Philosophie; im ersten Jahrzehnt auch über Mathematik und Physik. Er gehörte überdies auch zu denjenigen akademischen Lehrern, die die Geographie in den akademischen Unterricht einführten, und er hat die physische Geographie dauernd in sein Vorlesungsgebiet aufgenommen. Wenn man etwa von Kants philosophischen Hauptwerken aus auf seine Lehrtätigkeit schließen wollte, so würde man sich vom Universitätslehrer Kant ein wenig zutreffendes Bild machen. Aufmerksamkeit und Denken haben gewiß seine Vorlesungen verlangt. Auch vom wissenschaftlichen Menschen verlangte er Autonomie. Zu Nachbetern und Nachtretern wollte er seine Studenten nicht machen. Weil er selbst nicht Philosophie, sondern Philosophieren lehren wollte, so sollten seine Hörer eben zur Selbstständigkeit des Denkens angeregt werden. Eigenes Nachdenken konnte und wollte er ihnen also nicht erlassen. Allein man darf sich doch den Unterricht Kants, bei aller Sachlichkeit und Strenge, nicht etwa trocken und pedantisch denken. Von den verschiedensten Seiten, von Borowski, seinem ehemaligen Schüler und späteren Freunde, von Herder, ebenfalls seinem einstigen Schüler, aber später verbitterten und verbissenen Gegner, und vielen anderen wird uns das Gegenteil bezeugt. Ja, sie rühmen übereinstimmend den fröhlichen geistreichen Wit, den humorvollen heiteren Scherz, der bei aller strengen Sachlichkeit Kant zur Verfügung stand und den Unterricht anmutig belebte. Auch außerhalb seiner Vorlesungen nahm sich Kant gern derjenigen seiner Hörer an, die seiner bedurften zu tieferer sachlicher Verständigung. Er ließ ihnen gern sein Ohr, sie durften ihm persönlich näher treten und seine Unterstützung durch Rat und Tat erfahren, wenn sie dessen würdig waren. Denn charaktervolle Zuverlässigkeit forderte er, wie von jedem Menschen, auch von den Studierenden. Und gegen Unverlässlichkeit kannte er, namentlich von Amts wegen, keine Rücksicht.

Welch nachhaltigen Eindruck gerade die Persönlichkeit Kants als Lehrer auf die besseren unter den Studierenden machte, das bekundet vielleicht am besten ein Bericht Herders, den dieser mehr als ein volles Menschenalter, nachdem er Kants Zuhörer gewesen war, von Kants Lehrweise gibt. Dieser Bericht hat um so höheren sachlichen Wert, als er gewiß von keiner Voreingenommenheit

bittiert ist. Denn der Theologe Herder hat für die kritische Philosophie Kants wahrlich sehr wenig Liebe und Verständnis besessen. Ja, er hat wohl auch sehr viel von dem vergessen, was er sachlich dem Philosophen selbst zu verdanken hat. Wenn er trotzdem Kant gerade als Lehrer mit der „größten Dankbarkeit“ nach einer Reihe von Jahrzehnten gedenkt, so muß er von diesem schon einen unvergessbaren Eindruck empfangen haben, und wir dürfen seinem Berichte vollkommen trauen. Dieser lautet: „Ich habe das Glück genossen, einen Philosophen zu kennen, der mein Lehrer war. Er, in seinen blühendsten Jahren, hatte die fröhliche Munterkeit eines Jünglings, die, wie ich glaube, ihn auch in sein greisestes Alter begleitet. Seine offene, zum Denken gebaute Stirn war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude; die gedankenreichste Rede floss von seinen Lippen; Scherz und Witz und Laune standen ihm zu Gebote, und sein lehrender Vortrag war der unterhaltendste Umgang. Mit eben dem Geiste, mit dem er Leibniz, Wolff, Baumgarten, Crusius, Hume prüfte und die Naturgesetze Keplers, Newtons, der Physiker verfolgte, nahm er auch die damals erscheinenden Schriften Rousseaus, seinen ‚Emil‘ und seine ‚Heloise‘, sowie jede ihm bekannt gewordene Naturentdeckung auf, würdigte sie und kam immer zurück auf unbefangene Kenntnis der Natur und auf moralischen Wert des Menschen. Menschen-, Völker-, Naturgeschichte, Naturlehre, Mathematik und Erfahrung waren die Quellen, aus denen er seinen Vortrag und Umgang belebte; nichts Wissenswürdiges war ihm gleichgültig; keine Rabale, keine Sekte, kein Vorurteil, kein Namens Ehrgeiz hatte für ihn den mindesten Reiz gegen die Erweiterung und Aufhellung der Wahrheit. Er munterte auf und zwang angenehm zum Selbstdenken; Despotismus war seinem Gemüt fremd. Dieser Mann, den ich mit größter Dankbarkeit und Hochachtung nenne, ist Immanuel Kant¹⁾.“

Diese Bemerkung Herders ist nach der sachlichen, wie nach der persönlichen Seite hin interessant. Sachlich lehrt sie uns, welche Wissenschaftsprobleme Kant behandelte, und wie er sie behandelte. Die Verbindung des mathematischen-naturwissenschaftlichen mit dem philosophischen Denken, die in Kepler, Newton, Leibniz, Wolff,

¹⁾ Herder, Briefe zur Beförderung der Humanität. (Hempelsche Ausgabe, Bd. XIII), S. 350f.

Baumgarten, Crusius eine charakteristische Ausprägung erfahren hatte und sich im sogenannten Rationalismus niederschlug, führt er fort. Dabei verschließt er sich auch nicht den Einwirkungen des Humeschen Empirismus, um so die künftige Synthese¹⁾ zwischen Rationalismus und Empirismus im Umfange der kritischen Philosophie vorzubereiten. Und dafür macht er auch nach seiten der praktischen Philosophie die Wirkung Rousseaus fruchtbar. Seine Vorlesungen werden ihm in seiner Persönlichkeitsgeschichte zu Vorstufen seiner weltgeschichtlichen philosophisch-schriftstellerischen Werke. Den persönlichen Unterricht als Universitätslehrer belebt er aus der Fülle seiner Menschen-, Völker- und Länderkenntnis, zu der ihm eine Kraft der die Wirklichkeit nachbildenden Anschauung verhilft, die ihresgleichen nicht hat. Zwar hat er nie seine Heimat verlassen. Lediglich aus dem Studium gedruckter Bücher hat er sich Völker- und Länderkenntnis erwerben können. Aber kraft seiner unvergleichlichen Anschauungsfähigkeit entwickelt er eine derartige Anschaulichkeit und Deutlichkeit, daß es einem ihm fernstehenden Fremden gar nicht glaubhaft erscheinen mag, daß Kant die Länder, Völker und ihre Einrichtungen, die er so bis ins einzelste genau darzustellen vermöge, gar nie mit eigenen Augen gesehen haben solle. Zachmann erzählt davon mehrere Beispiele, deren eines hier erwähnt sein möge: „Er schilderte“, so berichtet Zachmann²⁾, „z. B. eines Tages in Gegenwart eines geborenen Londoners die Westminsterbrücke nach ihrer Gestalt und Einrichtung, nach Länge, Breite und Höhe, sowie den Maßbestimmungen aller einzelnen Teile so genau, daß der Engländer ihn fragte, wieviele Jahre er doch in London gelebt und ob er sich besonders der Architektur gewidmet habe, worauf ihm versichert wurde, daß Kant weder die Grenzen Preußens überschritten hätte, noch ein Architekt von Profession wäre“. Daß Kant so nach Herders Urteil durch „Menschen-, Völker-, Naturgeschichte, Naturlehre, Mathematik und Erfahrung“ seinen „Vortrag und Umgang beleben“ konnte, läßt sich leicht verstehen.

Kant hatte ein eminent scharfes Auge für die ganze Wirklichkeit und das Leben. Und wie er sich für die „Menschen- und Völkergeschichte“ aufs innigste interessierte, so nahm er auch teil

¹⁾ Dafür sind die von Herder aufgezählten Namen eminent charakteristisch.

²⁾ a. a. O., S. 14.

am Leben des einzelnen. Kant war, wie Runo Fischer sehr richtig gesagt hat, stets ein „einfacher, schlichter Mensch“¹⁾, der nie mehr sein wollte als ein bescheidener deutscher Professor. Nur darf man sich diesen Professor nicht zu „professoral“ vorstellen. Ohne alle Gelehrtenpose suchte er weder durch Nachlässigkeit im Äußeren, jenes typische Merkmal der Gelehrteneitelkeit in der sogenannten guten alten Zeit, aufzufallen, noch war er linksisch und hölzern in der Gesellschaft, oder gar geradezu ungesellig. Die Menschen interessierten ihn, ja der Mensch war für ihn, wie für Goethe, eigentlich Gegenstand des höchsten menschlichen Interesses, die Völker, wie die einzelnen. Darum liebte er auch die Geselligkeit. Er verkehrte keineswegs bloß mit Fachleuten oder anderen Gelehrten. Seinen näheren Verkehr hatte er mit Menschen aus dem praktischen Leben, mit Kaufmännern, Generalen und anderen Offizieren, einem Oberförster, einem Bankdirektor, adeligen Großgrundbesitzern und anderen Männern praktischer Berufe. Er hielt es nicht unter seiner Würde, ins Kaffee- oder Wirtshaus zu gehen, eine Partie L'Homme oder Billard zu spielen²⁾; und seine Kleidung war eher elegant und gewählt, als schäbig und nachlässig. Von jener Eitelkeit, die durch unmoderne Kleidung auffallen will, mochte er so wenig etwas wissen, daß er davor sogar seine Studenten warnte³⁾. In der guten Königsberger Gesellschaft war er ein vielbegehrter Gast und ausgezeichnete Unterhalter. Dabei verstand er sich, obwohl selbst unverheiratet, glänzend mit den Damen. Kluge Frauen, die Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hatten, schätzte er sehr. Von zweien bekommt er sogar einmal einen Kuß; freilich einen sehr harmlosen und ungefährlichen; nämlich von beiden in demselben Briefe und, wie es darin heißt, durch die „Luft“⁴⁾. So sehr Kant geistig hochstehende, kluge und charaktervolle Frauen schätzte, so hat er doch von den gelehrten Frauen nicht viel wissen wollen. Diese werden aber auch heute schwerlich darin bei einem Kant ein Zeichen von

¹⁾ Runo Fischer, Immanuel Kant und seine Lehre. I. S. 129.

²⁾ Er nahm sein Mittagessen bis nach Mitte der 80er Jahre im Wirtshaus ein.

³⁾ Borowski, a. a. O., S. 215.

⁴⁾ Briefe I, S. 37. — R. Vorländer hat das allerliebste, harmlose Briefchen, das dem Kant-Jacobischen Freundeskreise angehört und von Frau Jacobi geschrieben ist, in seiner Biographie ganz abgedruckt.

Konkurrenzneid sehen. Es war eben seine Überzeugung, daß die Frau auf anderem Arbeitsfelde mehr leisten könne, als auf dem der Wissenschaft. Darum hat er in seiner Anthropologie jenes berühmte, aber heute wohl selbst den eingeschworenen Gegnern des Frauenstudiums zu hart erscheinende Urteil über die gelehrten Frauen geschrieben: „Was die gelehrten Frauen betrifft, so brauchen sie ihre Bücher ebenso wie ihre Uhr, nämlich sie zu tragen, damit gesehen werde, daß sie eine haben“¹⁾.

Neben seiner akademischen Lehrtätigkeit entfaltete Kant eine reiche schriftstellerische Wirksamkeit, die sich eine beträchtliche Reihe von Jahren hindurch in erster Linie auf naturwissenschaftliche Gegenstände bezog, immer aber doch auch auf die Ausgestaltung seiner Philosophie hienzielte. Als nun Kant an die Ausarbeitung seiner allmählich zu umwälzender Bedeutung heranreifenden philosophischen Gedanken ging, da bedurfte diese einer einzigartigen Konzentration. Nun mußte er sich von größerer Geselligkeit mehr zurückziehen. Allein es wäre verfehlt, zu glauben, daß Kant darum ein einsiedlerischer Sonderling geworden wäre. Sein Geselligkeitsbedürfnis ist nie erloschen. Es hat in der Folgezeit nur eine andere Form angenommen, vielleicht kann man sagen: es sei wählerischer geworden. Mit einer Reihe von Persönlichkeiten blieb Kant in regstem täglichen Verkehr. Er nahm den innigsten Anteil an ihrem Wohl und Wehe. Zwar ist er ehelos geblieben, und es ist richtig, daß er für die Ehe, das zarteste Band menschlicher Gemeinschaft, weder ein tieferes Verständnis noch ein tieferes Bedürfnis besessen hat. Aber ebenso richtig ist es, was Runo Fischer sagt: „Wegen die Fähigkeit gemüthlicher Teilnahme ist übrigens Kants der Ehe ungünstige und gleichgültige Stimmung kein Zeugnis, denn er hatte für Freundschaft die lebhafteste und wärmste Empfindung. Der tägliche vertraute Verkehr mit einigen zuverlässigen Freunden entsprach ebenso sehr seinem gemüthlichen Bedürfnis als seinem Lebenssysteme“²⁾.

System allerdings mußte er auch in sein Leben bringen, sobald sich das System seiner Philosophie konsolidierte und zur Gestaltung drängte. Dieses war von so grundlegender und so um-

¹⁾ Kant, Anthropologie in pragmatischer Absicht. S. 307. Ich zitiere Kants Werke, wenn nicht ausdrücklich anders bemerkt, nach der Akademie-Ausgabe.

²⁾ Runo Fischer, a. a. O., S. 123.

wälzender Bedeutung, daß es alle Kräfte des Menschen in Anspruch nahm. Und weil Kant sein Leben ganz in den Dienst seiner Sache stellte, so mußte dieses Leben in seiner Einrichtung eben nach seiner Sache geregelt werden. Und je mehr diese reifte und seine Kraft fordernte, um so mehr mußte nun auch die Regelung des äußeren täglichen Lebens fortschreiten, bis es allmählich von der äußersten Konzentration der geistigen Kräfte in feste und strenge systematische Formen gebracht war. Mögen darum gewiß auch manche Gefühlswerte unterbunden sein, so sind diese doch, wie gerade Kants Freundschaft beweist, die in diesem Lebenssystem sehr wohl Raum fand, keineswegs gänzlich ausgeschaltet. Es mag uns weiter an diesem Leben, wenn wir es bloß von außen und von der Oberfläche besehen, manches kleinlich, ja pedantisch anmuten. All die Anekdoten, die seine ersten Biographen schon berichten, rücken aber doch in ein anderes Licht, wenn wir nur den innersten Lebensgehalt darüber nicht außer acht lassen. Daß ihn das ewige Krähen eines Hahnes, dem der Besitzer kein Ende machen wollte¹⁾, weil er nicht begriff, „wie ein Hahn einen Weisen stören konnte“, daß ihn das so verdroß, daß er auszog, konnte der Hahnbesitzer wohl nur deswegen nicht begreifen, weil er selbst kein Weiser war. Wessen Lebensarbeit aber geistige Konzentration und nichts als geistige Konzentration ist, der wird das ebenso begreifen, wie den Ärger Kants, den er darüber empfand, daß die Gefangenen in dem nahe bei seiner Wohnung liegenden Gefängnisse ihre Andacht gar so schrecklich laut brüllten, weswegen er den Bürgermeister bat, „wegen der stentorischen Andacht der Heuchler im Gefängnisse abhelfen zu wollen“²⁾. Wenn er in seiner Tageseinteilung so peinlich war, daß sich die Königsberger Bürger nach seinem Ausgehen und seiner Heimkehr hätten die Uhr stellen können³⁾, oder wenn er die „Mazime faßte, nie wieder in einen Wagen zu steigen, den er nicht selbst gemietet hätte, auch sich nie von jemandem zu einer Spaziersfahrt mitnehmen zu lassen“⁴⁾, bloß weil er einmal nicht zur gewohnten Zeit nach Hause kam, so mag das, rein äußerlich betrachtet, komisch wirken. Allein man versteht die Regelmäßigkeit und die Maximen-

¹⁾ Borowski, a. a. O., S. 217.

²⁾ Briefe I, S. 368. Vgl. auch Borowski, a. a. O., ebenda.

³⁾ Jachmann, a. a. O., S. 49.

⁴⁾ Jachmann, a. a. O., S. 57.

haftigkeit des Kantischen Lebens nicht, wenn man darin etwa persönliche Launen sehen wollte. Kant lebt so regelmäßig nicht um der Regelmäßigkeit willen, sondern er stellt die Regelmäßigkeit in den Dienst seiner Lebensaufgabe. Weil er sich ganz seiner Sache hingibt, ganz in ihr aufgeht, gestaltet er sein Leben nach Regeln und Maximen, um es so fruchtbar wie möglich für seinen Zweck zu machen. Daß dieses Leben äußerlich einen Zug ins Kleinliche erhält, um seinem inneren Werte nach der größten Aufgabe zu dienen, daß Kant individuelle Seiten seiner Persönlichkeit, namentlich in Rücksicht auf das Gefühl, verkürzt um eines überindividuellen Wertes willen, daß er seine ganze zeitliche Person hingibt an eine ewige Idee, das ist das Große und Erhabene an seinem Leben.

Ja, es ist vielleicht um so größer und erhabener, je stiller und unscheinbarer es sich nach außen abgespielt hat. Fünfzehn Jahre lang blieb Kant Privatdozent. In Königsberg lagen die Verhältnisse, zum Teil auch durch die politische Konstellation bedingt, ungünstig für ihn; und mehrere Berufungen nach auswärts¹⁾ lehnte er, aus Liebe zu seiner Heimat, ab. Da er von Hause aus unbemittelt war, mußte er sich also wacker durchschlagen. Zwei Bewerbungen um eine Professur in Königsberg blieben zunächst erfolglos, eine ihm nebenamtlich übertragene Unterbibliothekarstelle warf im Jahre nur 62 Taler ab. So war Kant lange Zeit nur auf sein Honorar angewiesen. Und wenn er die Behauptung, daß er Not gelitten habe, auch selbst abgelehnt hat, so hat er wenigstens doch ebenfalls selbst gelegentlich der einen Bewerbung bei Friedrich II. seine „sehr mißliche Subsistenz auf der hiesigen Academie“ betont²⁾. Seine äußeren Verhältnisse waren jedenfalls nicht gerade üppig. Er mußte sehr sparsam sein und genau rechnen. Freilich konnte er das auch. Und wenn er sogar einmal einen Teil seiner Bibliothek in finanzieller Bedrängnis veräußert haben soll, so ist er doch „nie

¹⁾ Nach Kants eigenhändiger Eintragung in Borowskis Biographie ist er außer nach Halle noch „nach Jena, Erlangen, Mitleu und abermals Halle“ berufen worden. Falls Kant, der übrigens auch sonst noch von einer viermaligen Berufung nach auswärts spricht, das Gedächtnis nicht täuscht, kann nur die erste Halle'sche Berufung vor seine Ernennung in Königsberg fallen. Die zweite, wie die nach Mitleu ans Gymnasium, fällt aber erst in die 70er Jahre.

²⁾ Briefe I, S. 46.

in seinem Leben irgendeinem Menschen einen Heller schuldig gewesen“¹⁾). Endlich, im Jahre 1770, wurde Kant ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität Königsberg.

Mit diesem Zeitpunkte beginnt nun die Vorbereitung seiner eigentlich epochemachenden philosophischen Tat. Zwar ist das nächste Jahrzehnt, während Kant bis dahin eine rege schriftstellerische Tätigkeit entfaltet hatte, an Veröffentlichungen sehr arm. Es hat nur einige wenige kleinere Abhandlungen bzw. Rezensionen aufzuweisen. Allein es ist eben gerade der Ausarbeitung der neuen grundlegenden Gedanken gewidmet, die selbst einen ganz neuen *modus philosophandi* heraufführen und in einem weiteren Jahrzehnt in den eigentlichen kantischen Hauptwerken der Öffentlichkeit übergeben werden sollten. Nun beginnt aber für Kant die Zeit, von der wir vorhin schon sprachen, die Zeit, in der er sich mehr und mehr auf sich selbst von einer breiteren Öffentlichkeit zurückziehen muß, in der er auch seinem gesellschaftlichen Leben, ohne die Geselligkeit als solche preiszugeben, doch einen neuen, intimeren Charakter geben muß, in der er nur den Kreis seiner Allervertrautesten aufsucht, aber auch mehr seine Freunde bei sich sieht, als sich bei seinen Freunden sehen läßt. Nach wie vor bewahrte Kant aber auch sein Interesse für die Studierenden. Galt er auch für nicht „leicht“ im Examen, weil er mehr auf Verständnis als auf fürs Examen zusammengestoppeltes Wissen Wert legte, so war er doch ein ungemein beliebter Lehrer, den namentlich die besseren unter den Studenten innigst verehrten. Er nahm sich nicht nur allgemein der echt und tief verstandenen akademischen Freiheit, die er freilich von Willkür und Zügellosigkeit streng unterschied, an, sondern auch des Wohls der einzelnen. War mancher, der sich dessen als würdig und bedürftig erwies, hat durch Kant auch geradezu materielle Förderung und Unterstützung erfahren, wenn er auch von Schinden und Honorarerlaß aus pädagogischen Gründen nichts wissen wollte und darin eine Versuchung zur Pflichtvernachlässigung, ja zum Betrug erblickte. Persönlich nahe zog er aber immer nur solche an sich heran, die ihm eine ganz sichere Gewähr

¹⁾ Jachmann, a. a. O., S. 47. Im übrigen vgl. dazu, wie zu Kants Leben überhaupt, außer Runo Fischer vor allem H. Reide, Kantiana, Beiträge zu Kants Leben und Schriften, sowie E. Arnoldt, Kants Jugend und die ersten fünf Jahre seiner Privatdozentur, im Umriss dargestellt.

für ihr ganzes künftiges Leben zu bieten schienen, so daß die Beziehungen zwischen ihnen und ihrem Lehrer sich selbst zu Beziehungen fürs ganze Leben bilden konnten, wie das der Fall war zwischen Kant und etwa Fachmann, Borowski, dem von Kant sehr hoch geschätzten Marcus Herz, der später in Berlin Arzt war, dort für die Verbreitung der Kantischen Philosophie nicht unerheblich gewirkt hat, und auf den wir im sachlichen Zusammenhange mit Kants Lehre noch zurückkommen müssen. Für Kant wurde es aber zur unerbittlichen, von seiner Sache streng geforderten Notwendigkeit, sich mehr und mehr auf den innersten Kern seiner Arbeit zurückzuziehen. Je erregter und bewegter das innere Leben des geistig schaffenden Menschen ist, um so größer wird im allgemeinen auch — Ausnahmen gibt es gewiß auch hier; wir brauchen nur an Leibniz zu denken — sachlich und persönlich sein Bedürfnis nach störungsloser Ruhe gegen außen hin.

So sicher es nun auch sein mag, daß die allgemein politische Zeitlage dem äußeren Fortkommen Kants hinderlich war, weil in ihrem Interessenvordergrunde andere Aufgaben standen, als die der Wissenschaft, fallen doch die ersten Jahre von Kants Privatdozentur in den Siebenjährigen Krieg, so gewiß ist es doch, daß der inneren wissenschaftlichen Muße und Freiheit von Forschung und Lehre kaum ein Zeitalter günstiger sein konnte, als dasjenige, in dem Kant seine philosophisch-wissenschaftliche Entwicklung durchzumachen hatte. „Seine Laufbahn als philosophischer Lehrer und Schriftsteller von den ersten Anfängen bis zur Höhe seiner welt-erleuchtenden Werke gehört in die Zeit des großen Königs und bildet in dem Charakter derselben einen der erhabensten und glorreichsten Züge,“ sagt Runo Fischer¹⁾, mit ungemein glücklichem Hinweis darauf, daß das Zeitalter Kants eben auch das Zeitalter Friedrichs des Großen war. Wie nun der große Philosoph über den großen König dachte, das erhellt klar zur Genüge daraus, daß jener diesem als „erleuchteten Souverain“²⁾ seine „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels“, in der er die Grundlagen der modernen Kosmogonie schuf, gewidmet hat. Und daß Kant in Friedrich dem Großen den ersten Fürsten gesehen hat,

¹⁾ a. a. O., S. I, S. 44.

²⁾ Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels. Widmung. S. 40 ff.

der dem Vernunftgebrauche der Bürger seines Staates volle Freiheit gab, hat er mit Dank und Anerkennung selbst hervorgehoben¹⁾. Mag nun abermals die politische Lage, zu der Kant Friedrich dem Großen das vorhin erwähnte Werk widmete — es erschien 1755! — nicht gerade ein zur Beachtung geeigneter Zeitpunkt gewesen sein, mag die Politik den König damals mehr in Anspruch genommen haben, als die Philosophie, mögen dessen philosophischen Interessen von denen unseres Denkers grundverschieden gewesen sein, trotzdem war und blieb Friedrich der Große doch ein „Philosoph auf dem Thron“, und sein Zeitalter das, wie der geistigen Kultur und Freiheit im allgemeinen, so auch der philosophischen denkbar günstigste. Innere Freiheit, Muße und Sicherheit war unserem Philosophen also durch sein Zeitalter vollauf verbürgt. Und wenn auch der König selbst nicht in der Lage war, an der philosophischen Entwicklung Kants einen besonderen persönlichen Anteil zu nehmen, so hatte er doch gerade zu der Zeit, wo Kant die tiefsten Gedanken seiner Lehre ausbildete, einen gebildeten, klar und scharf blickenden, freiheitlich gesinnten Minister, der imstande war, dem Philosophen sein wärmstes, verständnisvollstes Interesse zuzuwenden. Das war der Minister von Zedlitz, der vor Kant bereits vor dem Erscheinen der Hauptwerke die größte Hochachtung, ja man darf wohl sagen Bewunderung und Verehrung hatte. Er nahm aus der Ferne den tätigsten Anteil an Kant, wie der Briefwechsel sehr deutlich beweist. Gerade weil sein Interesse für Kant ein durchaus sachliches und wissenschaftliches war, so daß er auch dem Philosophen schreiben konnte, daß er „jetzt ein Kollegium über physische Geographie“ ... „so wunderbar Ihnen dieses bei meiner Entfernung von etlichen achtzig Meilen vorkommen wird“²⁾, hörte, d. h. in einer Kollegnadschrift las, die unvollkommen war, weshalb er „den heißesten Wunsch, auch das übrige zu wissen, hatte“³⁾, gerade darum hat sich auch ein gegenseitig freies, auf gegenseitiger Wertüberzeugung beruhendes persönliches Verhältnis

¹⁾ Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? Vgl. dazu ausführlicher Runo Fischer, a. a. O., II, S. 244 ff.

²⁾ Briefe I, S. 207.

³⁾ Briefe, ebenda. Den dabei geäußerten Wunsch des Ministers, ihm „zu einer Abschrift eines sorgfältiger nachgeschriebenen Vortrages behilflich“ zu sein, hat Kant natürlich gern erfüllt. Vgl. Briefe I, S. 226 ff.

zwischen beiden Männern entwickeln können. Es zeigt darum einen durchaus sachlichen Weitblick des selbst freigeistigsten Ministers, daß er Kant durchaus unter den günstigsten Bedingungen nach Halle ins zentrale Deutschland berief, welche Berufung, wie wir ja jetzt schon wissen, Kant ablehnte. Und es zeugt auch von seiner fortschrittlichen und auf Sachkenntnis beruhenden Tendenz, daß er Kant und den diesem nahestehenden Physiker Meusch ausdrücklich als rühmliche Ausnahmen unter den Königsberger Professoren hervorhebt, als er diesen veraltete Vorlesungen untersagt und, wie Runo Fischer richtig bemerkt, „allerdings etwas kommandoartig, wie es die Aufklärung des Zeitalters mit sich brachte, ... den Professoren befiehlt, daß sie aufhören sollen, beschränkt zu sein“¹⁾. Frei und ohne sich dem Scheine irgendwelcher Gunstbewerbung auszussetzen, durfte darum Kant, der ja gerade die größte Gunstbezeugung abgelehnt hatte, also dem Minister im Jahre 1781 seine „Kritik der reinen Vernunft“ widmen und im Widmungsschreiben diesem sagen, sein Interesse an den Wissenschaften sei mit diesen „nicht bloß durch den erhabenen Posten eines Beschützers, sondern durch das viel vertrautere Verhältnis eines Liebhabers und erleuchteten Kenners innigst verbunden“²⁾. Es bestand in der Tat zwischen dem bedeutendsten Minister des größten Preußenkönigs und dem größten deutschen Denker ein sachliches-geistiges Commencium, das für das Zeitalter zur geradezu glänzenden Charakteristik dient. Das um so mehr, als Kant nun auf der Höhe seines Schaffens steht.

Zu seiner schriftstellerischen und Lehrtätigkeit kamen nun für Kant noch allerhand akademische Geschäfte. Die Bürden und Beschwerlichkeiten des Dekanates hat er ein halbes Duzend mal zu tragen gehabt, und die Rektoratsgeschäfte mußte er zweimal führen. Wenn ihm alles das bei der Fülle seiner wissenschaftlichen Arbeiten auch sehr wenig erwünscht sein mochte, so hat er doch diese Ämter, wie es seinem ganzen Charakter entsprach, stets mit der größten Peinlichkeit und Gewissenhaftigkeit verwaltet.

Als Kant die Grundposition der neuen Lehre erreicht und in seiner ersten der drei großen Kritiken, der Kritik der reinen Vernunft, im Jahre 1781 der Öffentlichkeit vorgelegt hatte, da erregte

¹⁾ Runo Fischer, a. a. O., I, S. 73.

²⁾ Kritik der reinen Vernunft (1781). Widmungsblatt.

diese, wie nicht anders zu erwarten war, allenthalben das größte Aufsehen. Sein Ruhm verbreitete sich über die Grenzen seiner engeren Heimat hinaus auf die ganze gebildete Welt. Daß die neuen Einsichten freilich gleich auch einem tieferen Verständnis begegnen sollten, war nicht zu erwarten und hatte Kant wohl zuletzt erwartet. Zu einem guten Teil war die erste Aufnahme nichts weniger als freundlich. Ja die Zeitgenossen begegneten der Kantischen Lehre teilweise mit einer geradezu deprimierenden Verständnislosigkeit. Das kann allerdings kaum überraschen. Denn die Gedanken Kants lagen soweit ab von den Wegen der zeitgenössischen Schulphilosophie, forderten ein so einbringliches Studium und intensiv-wissenschaftliche Arbeit, daß sie der wissenschaftlichen Lage der Zeit nicht sonderlich bequem waren. Nichtsdestoweniger erlebte Kant die hohe Genugtuung, daß sie von den besten Köpfen des Zeitalters doch mit Eifer aufgegriffen wurden. Es waren nun keineswegs ausschließlich die Philosophen von Fach, die ihr Interesse der neuen Lehre zuwandten. Im Gegenteil waren es zunächst eigentlich und in erster Linie Männer anderer Wissenschaftsgebiete (Mathematiker, Naturforscher und Mediziner, ja selbst Juristen, Philologen und Theologen), die der Kantischen Lehre einen eifrigen Anteil widmeten, und die Philosophen von Fach folgten ihnen fast mehr nach, nachdem von ihnen zuerst gerade eine verständnislose Absage ergangen war. Allmählich fanden die Kantischen Gedanken auch Eingang auf den Universitäten. Schüchterne Versuche, der Kantischen Philosophie Eingang zu verschaffen, wurden in Marburg und Halle gemacht. Allerdings standen ihnen mächtigere Repressivtendenzen dort gegenüber. Mit der größten Energie aber wurde Kants epochemachende Tat in Jena aufgenommen. Und von Jena aus hat sie sich die ganze philosophische Welt, sofern diese zugleich die Philosophie als strenge Wissenschaft faßte, erobert, wie von Jena später auch die wichtigsten Impulse zu ihrer Weiterbildung ausgehen sollten¹⁾. Männer wie Gottfried Schüz und Hufeland setzten ihre ganze Energie ein, um in der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung“ für die Ausbreitung Kantischen Geistes zu wirken. Vor allem aber setzte sich Reinhold in Jena in

¹⁾ Runo Fischer hat diese beiden historisch eminent wichtigen Etappen ebenso eindringlich wie klar dargestellt in der Abhandlung über „die beiden Kantischen Schulen in Jena“.

seinen „Briefen über die Kantische Philosophie“ mit glücklichem Erfolg für Kants Lehre ein. Ja, selbst im Katholizismus fand diese teilweise Eingang, und zwar mit solcher Begeisterung, daß, was als Gegenstück zu den heutigen ultramontanen Machenschaften gegen die Kantische Philosophie besonders sympathisch anmutet, ein Erzbischof einen katholischen Professor nach Königsberg schickt, um bei Kant selbst zu studieren¹⁾. So war es denn Kant noch beschieden, in seinem Leben Zeuge von der Wirkung seiner Lehre zu sein.

Wir dürfen also nicht verkennen: Es vereinigen sich in dem stillen bescheidenen Denkerleben zwei Umstände, für die Kant im Interesse seiner Sache wohl dankbar zu sein Grund hatte und in der Tat dankbar war. Einmal war das ganze Zeitalter Friedrichs des Großen der ruhigen, ungestörten Ausreifung seiner epochemachenden Gedanken günstig. Sodann finden diese in der ersten Grundlegung, wie sie die Kritik der reinen Vernunft gibt, ein aufnahmefähiges, wissenschaftliches Publikum vor, das stärker war, als die freilich auch nicht ausbleibenden gegnerischen Tendenzen.

Allein die Kritik der reinen Vernunft und deren Ergänzungsschrift, die Prolegomena, bilden nur einen Teil des Kantischen Systems; wenn auch den elementaren und grundlegenden, so doch nicht den bedeutendsten und tiefsten. Als theoretischer Teil bereiten

¹⁾ Diese merkwürdigen und uns heute geradezu seltsam anmutenden Verhältnisse sind mehrfach dargestellt worden. Die ersten Nachrichten gibt uns Borowski in einer „Anlage“ zu seiner Biographie. Sie hat den schon recht bezeichnenden Titel „Katholische Universitäten in Beziehung auf Kantische Philosophie“. über ihren historischen Ursprung unterrichtet der Zusatz: „Dieses Blatt, von einer unbekannten Hand geschrieben, ward mir von Kant unterm 2. Oktober mit der Bitte zugesandt, solches meinen Kollektaneen beizufügen.“ Es steht nun a. a. O., S. 278 ff. Weiter orientieren jetzt die biographischen Darstellungen besonders von R. Fischer und R. Vorländer darüber. Spezieller hat darüber G. Huber nach einer anderen Richtung hin gehandelt in seiner Abhandlung über „Graf von Benzel-Sternau und seine dichterischen Versuche über Gegenstände der kritischen Philosophie“ (Kant-Studien, XI, S. 1 ff.). Wie sich heute der Ultramontanismus zur Kant-Freundlichkeit jener Zeit stellt, ersieht man aus der Schrift eines Herrn Dr. Ludwig über „Weihbischof Birkel in seiner Stellung zur theologischen Aufklärung“. über diese Schrift vergleiche man ebenfalls Huber, und zwar dessen Besprechungen in der Beilage zur Münchener Allg. Ztg. 1905 (Nr. 22) und in den Kant-Studien, X, S. 565 f.

sie freilich den praktischen Teil seiner Philosophie vor, wie er in verschiedenen späteren Werken entwickelt wird, ja sie deuten auch auf die wichtigste Aufgabe Kants hin, nämlich auf die Synthese von theoretischer und praktischer Philosophie, wie sie im reifsten und tiefsten Werke Kants, der Kritik der Urteilskraft, vollzogen wird. Und wenn auch die Gedanken der späteren Werke in Kant selbst schon lebendig sein mochten, so bedurften sie doch noch der wissenschaftlichen Verarbeitung und Ausgestaltung, nachdem diese bereits die theoretische Philosophie erfahren hatte. Damit erfuhr aber das bis dahin so still und ruhig verlaufende Denkerleben gar bald eine lebhafte Erregung und Bewegung nach außen, ja sogar eine Erschütterung. An Fragen der praktischen Philosophie, der Moral- und Religionsphilosophie sind auch weitere Kreise erheblich mehr beteiligt, als an solchen der theoretischen Philosophie. Als Kant nun, um die Ausgestaltung des praktischen Teils seiner Lehre zu fördern, auch in seinen Vorlesungen deren Probleme einbezog, setzten sehr bald die ersten Mißhelligkeiten ein. Im Jahre 1786 starb Friedrich der Große. Von seiner Geistesart war sein Nachfolger weit entfernt. Es begann in Preußen eine ganz jammervolle Reaktion, die ihre Schatten auch auf das Leben Kants werfen sollte, obwohl Friedrich Wilhelm II. zunächst sogar Kant persönlich seine Hochschätzung bekundet hatte. Allein seine mystischen und phantastischen Neigungen waren auf die Wiederherstellung einer vermeintlichen reinen Religion im Sinne des kirchlichen Wunder- und Aberglaubens gerichtet. Das hinderte ihn freilich nicht, dabei ein empörend sittenloses Leben der Ausschweifung zu führen. Eine Art von Verhängnis war es, daß er einen so freigerichteten Mann, wie den Minister von Zedlitz, durch einen Menschen ersetzte, von dem Friedrich der Große gesagt hatte: „Der Wöllner ist ein betrieberischer intriganter Pfaffe, weiter nichts“¹⁾. Das war also der Pastor Wöllner, den der König zum Minister machte, und der in das ruhige, stille Leben

¹⁾ Emil Fromm, „Immanuel Kant und die Preussische Censur.“ S. 19. Fromm gibt eine auf genaue altentmässige (nach den Akten des Geheimen Staatsarchivs in Berlin) gestützte urkundliche Darstellung des ganzen, so höchst unerquicklichen Sachverhaltes. Man vergleiche überdies Wilhelm Dilthey: „Drittes Stück der Beiträge aus den Rostoder Kant-Handschriften. Der Streit Kants mit der Zensur über das Recht der freien Religionsforschung.“ (Archiv für Geschichte der Philosophie, III, 3.)

deß nun greifen Kant die schwerste Unruhe und Erregung, die fanatische Verfolgung bringen sollte.

Je mehr die religionsphilosophischen Anschauungen Kants in die Öffentlichkeit drangen, um so unbehaglicher wurden sie den Berliner Schwarmgeistern. Aber diese führten ihren Streich nicht mit einem Male, sondern bereiteten ihn langerhand vor. Noch ehe Kants religionsphilosophisches Hauptwerk, „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“, im Zusammenhang veröffentlicht war, begann die Verleumdung. Über die Berliner Stimmung wurde Kant von seinem dortigen Anhänger, Christian Niesewetter, unterrichtet, der seltsamerweise, es gab immer noch zwei Strömungen am Berliner Hofe, noch nach Friedrichs des Großen Tode von Staats wegen nach Königsberg geschickt wurde, um Kantische Philosophie zu studieren, über die er in Berlin, selbst vor dem besseren Teile der Hofgesellschaft, Vorlesungen hielt. Schon am 14. Juni 1791 teilt Niesewetter Kant einen Bericht mit, der ein grolles Schlaglicht auf die allgemeine geistige und sittliche Situation am Berliner Hofe bis in die privatesten und zartesten Verhältnisse des Königs wirft: „Man erzählt hier allgemein (die Sache ist freilich nur Erbdichtung und kann nur Erbdichtung sein), der neue D. C. R. Woltersdorf habe es beim Könige dahin zu bringen gewußt, daß man Ihnen das fernere Schreiben unter sagt habe, und ich bin selbst bei Hofe dieser Erzählung halber gefragt worden. — Mit Wöllner habe ich neulich gesprochen, er machte mich durch Lobeserhebungen schamrot und stellte sich, als wäre er mir sehr gewogen, aber ich traue ihm gar nicht. Man ist jetzt beinahe überzeugt, daß er selbst als Instrument von anderen gebraucht wird, die ihn zwingen, Dinge zu tun, die er sonst nicht tun würde.

Dem Könige ist der Herr Jesus schon einige Male erschienen, und man sagt, er werde ihm in Potsdam eine eigene Kirche bauen lassen. Schwach ist er jetzt an Leib und Seele, er sitzt ganze Stunden und weint. Die Dehnhof ist in Ungnade gefallen und zu ihrer Schwägerin gereift, allein der König hat schon wieder an sie geschrieben und sie wird wahrscheinlich bald zurückkommen. Die Riez ist noch nicht ohne allen Einfluß. Bischofswerder, Wöllner und Riez sind diejenigen, die den König tyrannisieren. Man erwartet ein neues Religionsedikt, und der Pöbel murren, daß man ihn zwingen will, in die Kirche und zum Abendmahl zu gehen; er fühlt hierbei zum

ersten Male, daß es Dinge gibt, die kein Fürst gebieten kann, und man hat sich zu hüten, daß der Funke nicht zündet. Die Soldaten sind ebenfalls sehr unzufrieden. Im vergangenen Jahre haben sie keine neue Kleidung erhalten, denn die Kiez erhielt das Geld, um nach Pörmont zu gehen¹⁾).

Man kann sich kein beredteres Dokument über die sittlich=religiöse Zeitlage denken als diese wenigen Briefzeilen, aus denen die Zämmlichkeit und Erbärmlichkeit, die in sittlich=religiöser Hinsicht am Hofe herrschten und an Preußens Niedergang arbeiteten, so eindringlich reden, daß alle Klagelieder eines Jeremias sie nicht hätten deutlicher zum Ausdruck bringen können. Der Gedanke, dem „Herrn Jesus“ eine „eigene Kirche bauen zu lassen“, findet in derselben Seele Raum wie der Gedanke an eine Dehnhof und an eine Kiez, für deren Badereise die Kosten aus der Entziehung der Soldatenbekleidung gedeckt werden sollen. Die schwächlichsten Nachgiebigkeiten gegen einen „intriganten Pfaffen“ vom Schlage Wöllners und seine Konsorten verbinden sich mit den rücksichtslosesten Unterdrückungsmaßregeln gegen die ewigen Gedanken eines Kant. Denn was der wackere Kiefewetter noch als „nur Erfindung“ erklärte, das sollte in wenig Jahren zur beschämenden Wahrheit werden. Kaum war nun Kants „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ erschienen, da erschien auch eine „Cabinettsordre“ König Friedrich Wilhelms II. Sie hatte folgenden Wortlaut: „Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm, König von Preußen usw. usw. Unseren gnädigen Gruß zuvor. Würdiger und Hochgelahrter, lieber Getreuer! Unsere höchste Person hat schon seit geraumer Zeit mit großem Mißfallen gesehen: wie Ihr Eure Philosophie zur Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der Heiligen Schrift und des Christentums mißbraucht; wie Ihr dieses namentlich in Eurem Buche: ‚Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft‘, desgleichen in anderen kleinen Abhandlungen gethan habt. Wir haben uns zu Euch eines Besseren versehen, da Ihr selbst einsehen müßet, wie unverantwortlich Ihr dadurch gegen Eure Pflicht als Lehrer der Jugend und gegen Unsere Euch sehr wohl bekannte landesväterliche Absicht handelt. Wir verlangen des ehesten Eure gewissenhafte Verantwortung und gewärtigen Uns von Euch bei

¹⁾ Briefe II, S. 253.

Vermeidung Unserer höchsten Ungnade, daß Ihr Euch künftig Nichts dergleichen werdet zu Schulden kommen lassen, sondern vielmehr Eurer Pflicht gemäß Euer Ansehen und Eure Talente dazu anwenden, daß Unsere landesväterliche Intention je mehr und mehr erreicht werde; widrigenfalls Ihr Euch bei fortgesetzter Reuizenz unfehlbar unangenehmer Verfügungen zu gewärtigen habt. Sind Euch mit Gnade gewogen. Berlin, den 1. Oktober 1794. Auf Seiner Königl. Majestät allergnädigsten Spezialbefehl. Woellner¹⁾.

In einem sehr ausführlichen Antwortschreiben erklärte Kant dem König zum Schluß: „So halte ich, um auch dem mindesten Verdachte darüber vorzubeugen, für das Sicherste, hiemit, als Euer Majestät getreuester Unterthan feierlichst zu erklären: daß ich mich fernerhin aller öffentlichen Vorträge die Religion betreffend, es sei die natürliche oder geoffenbarte, sowohl in Vorlesungen als in Schriften gänzlich enthalten werde“²⁾. In der Vorrede zum „Streit der Fakultäten“, in der Kant unmittelbar nach des Königs Tode den ganzen Sachverhalt darlegt, macht er zu den Worten: „als Euer Majestät getreuester Untertan“ den Zusatz³⁾: „Auch diesen Ausdruck wählte ich mit Vorsicht, damit ich nicht der Freiheit meines Urteils in diesem Religionsprozeß auf immer, sondern nur solange Se. Majestät am Leben wäre, entsagte.“

Man hat in diesem Verhalten Kants eine Art von Jesuitenkniß gesehen; und auch treue, verständnisvolle Verehrer des Philosophen gehen in dem Verwerfungsurteil manchmal sehr weit. Selbst der neueste Biograph Kants, R. Vorländer, der im übrigen gerade in diesen Stücken wohl eine ganz besondere Besonnenheit des Urteils bekundet, empfindet für dieses doch die allergrößten Schwierigkeiten. Allerdings die alberne und törichte Meinung, als habe Kant vor dem Verluste seines Amtes und seines täglichen Brotes gebangt, lehnt er ohne weiteres ab⁴⁾. Ein solcher Märtyrerruhm wäre für Kant recht „billig“ gewesen; er hätte vollauf zu leben und sich ein ganz ansehnliches Vermögen erspart. Daß Kant aber doch nicht bloß aus Ruhebedürfnis, das gewiß der Greis auch hatte, dem

¹⁾ Kant, Streit der Fakultäten, S. 6. Vgl. dazu den Entwurf, Briefe II, S. 506.

²⁾ a. a. O., S. 10.

³⁾ a. a. O., ebenda.

⁴⁾ Vgl. ausführlicher R. Vorländer, a. a. O., S. 186 ff.

Minister nicht den Bettel vor die Füße warf, wie Fichte später Goethen, der doch wahrhaftig kein weimarischer Wöllner war, ist doch wohl gewiß. Noch gewisser aber ist es, daß es sich nicht, ganz und gar nicht um einen Jesuitenkniff bei Kant handelte. Was Vorländer bloß andeutet, ist schärfer zu betonen: Ein Jesuit redet vor der Öffentlichkeit und in seinen Büchern nicht von seinen Kniffen, sondern hält sie hübsch geheim. Es sind andere Gründe, die uns Kants Verhalten erklärlich machen, ohne daß wir zu einem vermeintlichen Jesuitenkniffstück unsere Zuflucht zu nehmen brauchen. Erstens: Kant war ein siebzigjähriger Greis. Ein Greis, der in Sachen der Religion Lärm schlägt, wirkt genau so lächerlich, wie ein reifer Mann, der über die kirchlichen Konfessionen geistig hinausgewachsen ist und trotzdem die Konfession wechselt. Zweitens war Kant in der Verwerfung aller Lüge so streng, daß er auch die leiseste Notlüge verwarf. Wie sollte er da der Jesuiterei in seinem Herzen Raum gewähren?! Drittens hatte Kant, dem Sokrates vergleichbar, den staatlichen Einrichtungen gegenüber ein Verbindlichkeitsgefühl, das uns allein schon sein Verhalten begreiflich machen könnte. Dem entspricht ein zu der ganzen Angelegenheit von Kant selbst geschriebenes, im Nachlaß aufgefundenes Wort: „Widerruf und Verleugnung seiner inneren Überzeugung ist niederträchtig, aber Schweigen in einem Falle wie der gegenwärtige, ist Unterthanenpflicht; und wenn alles, was man sagt, wahr sein muß, so ist es darum nicht auch Pflicht, alle Wahrheit öffentlich zu sagen.“ Ich glaube: Runo Fischer wird recht behalten, wenn er betont, daß Kant seine Überzeugung nicht verleugnen konnte, daß aber die öffentliche Widersprechlichkeit ihm sinnlos und seinem Gefühl ungebührend erschien, und daß ihm nur eine Möglichkeit blieb: „Der Rest war Schweigen“¹⁾.

Wir haben bei Kants Konflikt mit der Zensur etwas länger verweilt, als es für unseren Zusammenhang nötig erscheinen mag, da wir ja hier keine in die Einzelheiten gehende Biographie Kants erstreben, sondern nur einen allgemeinen Lebensabriß zur Vorbereitung auf sein Lebenswerk beabsichtigen. Immerhin ist dieser

¹⁾ Runo Fischer, a. a. O., I, S. 101. Runo Fischers Urteil dürfte um so objektiver sein, als er selbst sich, ohne daß für ihn der Rest Schweigen war, ebenfalls durch einen Religionskonflikt aus seiner Stellung ohne Unterwerfung vertreiben ließ.

Konflikt von so einschneidender Bedeutung und in dem stillen Denkerleben der erregendste Moment, daß ein näheres Eingehen darauf doch geboten schien.

Daß die erschütternden Erlebnisse, die sich an die Zensurangelegenheit für Kant knüpften, auf seine Gesundheit von nachteiliger Wirkung waren, dürfte Schubert¹⁾ schon zu glauben sein. Die Anzeichen des Alters mehren sich, und es ist Kant nur noch zwei Jahre vergönnt, seine Vorlesungstätigkeit auszuüben. Aber auch nachdem er sich von seinem Lehramt ganz zurückgezogen hat, hört er, solange er es noch irgend kann, nicht auf, in unablässiger Mühe seinen Problemen nachzugrübeln, obwohl seine nach und nach sich verzehrende Kraft ihnen keinen Erfolg mehr abzurufen vermag. Seine Kräfte sind verbraucht, in langsamem Siedtum verglimmt in den letzten Jahren seines Lebens das Licht seines Geistes, und am 12. Februar 1804 erlöst ihn der Tod von einem langen und qualvollen Leiden. Seine letzten Worte waren: „Es ist gut“²⁾.

Das Leben, das mit diesen Worten ausgehaucht wurde, war, so einfach und schlicht es nach außen erscheinen mag, ebenso tief und erhaben und reich im Innern. Und gerade wegen seines inneren Reichtums mußte es äußerlich so still und bescheiden sein. Es war ein Leben ganz im Dienste einer Sache. Ihr hatte sich das Individuum Kant ohne Rest und Rückhalt hingegeben und der Aufgabe der Erkenntnis sich im Bewußtsein strengster Pflichterfüllung geweiht. Der lauterste und glühendste Erkenntnistrieb und das reinste und strengste Pflichtbewußtsein hatten in der Persönlichkeit Kants eine ganz einzigartige, denkwürdige Verbindung geschlossen und gaben ihr das auszeichnende Gepräge. Die Wahrheit und die Pflicht sind die Leitsterne, unter denen dieses Leben von den ersten Anfängen seiner Bewußtheit bis zu deren letzten Stunde gestanden hat. Sie mögen dieses Leben zum Teil einförmig gemacht haben, sie mögen die unbedingte Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit in der Ausübung der Pflichten oft in die Formen von einförmigen Regeln und Maximen gepreßt haben, so haben sie doch die Zeitlichkeit der Person mit der Ewigkeit menschlicher Bestimmung verknüpft. Die Größe der Aufgabe dieses Lebens war es gerade, die von der Persön-

¹⁾ Schubert, Immanuel Kants Biographie, zum großen Teil nach handschriftlichen Nachrichten dargestellt, S. 140f.

²⁾ Wajianski, a. a. O., S. 425.

lichkeit ihres Trägers jene pikanten Reize der Individualität fernhielt, die diese der gewöhnlichen Anschauungsweise „interessant“ erscheinen lassen. Gerade hier forderte die Größe auch die Einfalt. Und darum ist die Signatur von Kants Persönlichkeit und Leben „edle Einfalt und stille Größe“¹⁾.

¹⁾ Vgl. Bruno Bauch, Die Persönlichkeit Kants. Kant-Studien, IX, S. 196 ff.

Allgemeine Grundzüge von Kants wissenschaftlichem Werdegang.

Die Größe der eigentlichen philosophischen Leistung Kants bedarf einer ganz allmählichen, langsamen Reifung. Zwischen dem Anfang seiner Studien (1740) und den ersten Ansatipunkten seiner eigentlichen philosophischen Tat liegen drei Jahrzehnte; und diese bedarf zu ihrer Vollendung eines Zeitraumes von abermals drei Jahrzehnten. Von diesen drei Jahrzehnten ist aber das erste, nachdem in seinem Beginn die umwälzende Leistung nur vorgebdeutet, ja nur vorgeahnt ist, eigentlich ganz dem schweigenden Denken gewidmet; erst im zweiten erscheinen die großen kritischen Hauptwerke, deren Ergebnisse im letzten sodann ihre Ergänzung und Anwendung erfahren.

Wir haben schon betont, daß Kant sich als Student ebenso mathematischen und naturwissenschaftlichen wie philosophischen Studien hingegeben hat. Dadurch hat in gewisser Weise nun seine ganze wissenschaftliche Lebensarbeit ihre Signatur erhalten. Kant eröffnet seine Laufbahn als wissenschaftlicher Schriftsteller zunächst mit naturwissenschaftlichen Arbeiten. Und gleichsam erst in Verbindung mit ihnen und nie ohne einen tieferen inneren Zusammenhang damit treten seine philosophischen Arbeiten hervor. Dabei ist er historisch bestimmt in erster Linie durch den Einfluß der beiden größten Erscheinungen der ihm unmittelbar vorangehenden Wissenschaftsepöche, durch Leibniz und Newton. Troß ihrer großen Wegnerischaft in Sachen der Infinitesimalrechnung war es doch auch das Auszeichnende ihrer Geistesrichtung, daß sie in dieser philosophisches und mathematisch-naturwissenschaftliches Denken verbanden. So entscheidend nun ihre Wirkung auf Kant sein mochte, so ist dieser doch von Anfang an nie bloß ihr dogmatischer Nachbeter gewesen, sondern hat von vornherein sich ihnen gegenüber seine wissenschaftliche Selbstständigkeit gewahrt. Dasselbe gilt von seiner Stellung zum Empirizis-

muß Hume, der gegen Ende der dem eigentlichen neuen Standpunkte vorangehenden Periode ebenfalls auf Kant Einfluß gewann.

Die eigentliche Hauptepoche des Kantischen Denkens ist nun von ihrem Beginn an abermals dadurch charakterisiert, daß sie auf die Verbindung von Philosophie und Mathematik und Naturwissenschaft gerichtet ist. Daß aber nicht in dem Sinne, daß die theoretische Philosophie etwa dogmatisch aus den Ergebnissen der Naturwissenschaft eine naturphilosophische vage Spekulation zu errichten suchte, sondern in dem Sinne, daß sie nach den Voraussetzungen und Bedingungen der Möglichkeit von Mathematik und Naturwissenschaft selber fragt. Nun kann Kant sich den Problemen der praktischen Philosophie, der sittlichen Bestimmung des Menschen zuwenden. Deren Fragen treten aber keineswegs zusammenhangslos neben die der theoretischen Philosophie. Vielmehr sind ihre Probleme erst anfaßbar geworden durch den von der theoretischen Philosophie ermittelten exakten Begriff der Natur. Ausdrücklich wird nun der Zusammenhang von theoretischer und praktischer Philosophie zum Gegenstand des tiefsten und reifsten Werkes des Philosophen und in der dritten seiner drei großen Vernunft-Kritiken vollzogen. Hier schließt sich das System der Vernunft zur Einheit zusammen, um schließlich auf den Kulturgebieten des Rechtes, des Staates und der Religion seine Konsequenzen zu entfalten.

Nach dem Vorgange von Kant selbst wird seine eigentliche epochemachende, d. h. eine neue Epoche in der Geschichte der Philosophie heraufführende philosophische Leistung als „Kritizismus“ oder auch als „kritische Philosophie“ bezeichnet. Die ihr zeitlich in der Entwicklung Kants selbst vorausgehende Periode heißt zum Unterschied von der eigentlich kritischen die vorkritische. So können wir denn zur vorläufigen allgemeinen Orientierung zwischen vorkritischer und kritischer Etappe im Werdegange Kants unterscheiden und diesen in seinen beiden Hauptetappen untersuchen.